

Best of

CARE
Schreibwettbewerb
2018



Macht

„Es ist immer wieder beeindruckend für mich, mit wie viel Gefühl, Talent und Mut sich junge Menschen mit wichtigen Themen auseinandersetzen, und welche oft überraschenden Aspekte sie in ihren Texten präsentieren. Jedes Jahr bin ich erneut beeindruckt und gerührt.“

– Kerstin Gier

Prolog

Fünf Jahre schon gibt es den CARE-Schreibwettbewerb, mit dem wir junge kreative Köpfe einladen, sich mit globalen Fragestellungen auseinanderzusetzen und ihre Gedanken zu Papier zu bringen. Neue Perspektiven einnehmend zeigen die Schreibtalente dabei den Blick junger Menschen auf das jeweilige Thema des Magazins CARE affair. So wird dem Magazin ein frischer Wind eingehaucht, denn häufig sind die Ideen der jungen Schreibtalente ganz andere als die, die wir mit unserer „CARE-Brille“ auf das jeweilige Thema haben. Dieses Mal ging es ums Thema MACHT. Die Aufforderung war kurz und knapp: Was macht Macht? Wer ist mächtig? Braucht man Macht, und wenn ja, wofür?

Der CARE-Schreibwettbewerb richtet sich an Jugendliche von 14 bis 18 Jahren und junge Erwachsene von 19 bis 25 Jahren. Die prominente Jury um Bestsellerautorin Kerstin Gier (Die „Silber“- und „Edelstein“-Trilogien) prämiiert die besten Texte. Dieses Mal an ihrer Seite: Jonas Schubert, Sänger und Songwriter der Band OK KID, die Kölner Autorin Ute Wegmann sowie Stefan Ewers, der im Vorstand von CARE ist und den Schreibwettbewerb seit Jahren begleitet.

Der große Preis: Die beiden Gewinnertexte erscheinen im Magazin CARE affair, das passend zur Preisverleihung des Schreibwettbewerbs gelauncht wird. Und wie in den vergangenen Jahren gibt es natürlich wieder diesen „Best of“ Sammelband mit den 15 finalen Texten, die es in die engere Auswahl geschafft haben.

Aber das ist noch nicht alles: Im Rahmen des renommierten Literaturfestivals lit.COLOGNE, bei dem CARE in diesem Jahr zum zweiten Mal zu Gast sein darf, findet die Preisverleihung statt. Hier treffen die jungen Autorinnen und Autoren auf die prominente Jury und lesen ihre Texte vor Publikum vor. Ein spannender Moment, wenn das gedruckte Wort durchs Mikrofon in den Saal hallt und hunderte Menschen sich in den Bann ziehen lassen von dem, was die Nachwuchsautorinnen zu Papier gebracht haben.

Knapp 200 Einsendungen erreichten uns dieses Mal. Dabei wurde das Thema Macht sehr unterschiedlich erzählt. Meist ein wenig düster, fast anklagend, häufig in Bezug auf die aktuelle Weltlage, dann aber auch wieder ganz persönlich. Geschichten über Gewalt, Flucht und Ausgrenzung. Über die Macht von Männern über Frauen, von einer Person über eine

andere. Aber auch über Liebe und die Hoffnung. Die jungen Schreiberinnen und Schreiber bewiesen viel Mut, eine starke eigene Meinung und eine feinfühlig Wortwahl beim Niederschreiben dieser. Wir bedanken uns bei all den kreativen Köpfen, die uns erneut mit ihren nachdenklichen, kritischen, traurigen und fantasievollen Texten zum Nachdenken angeregt haben und ohne die der CARE-Schreibwettbewerb so nicht möglich wäre.

Ein großer Dank geht auch an die Jury für die gewissenhafte Ausübung ihres Amtes und die Unterstützung des Wettbewerbs. Außerdem danken wir allen Gästen und Mitwirkenden der diesjährigen Preisverleihung und dem Team um Jens Mennicke für die schöne Gestaltung dieses Sammelbands. Insbesondere möchten wir uns bei der lit.COLOGNE für die tolle Unterstützung und die Möglichkeit bedanken, die Preisverleihung und Lesung auch in diesem Jahr im Rahmen des Literaturfestivals stattfinden zu lassen.

Leider kann nur ein kleiner Teil aller Einsendungen einen Platz in diesem Sammelband finden. Umso mehr freuen wir uns auf die Beiträge zur nächsten Runde des Schreibwettbewerbs im kommenden Jahr.

Eure Eliana Böse und das gesamte Team vom CARE-Schreibwettbewerb ●



** Die Texte der Teilnehmerinnen des Schreibwettbewerbes wurden stilistisch so abgedruckt, wie sie eingereicht wurden. Lediglich orthographische Fehler wurden behoben.*

14 – 18

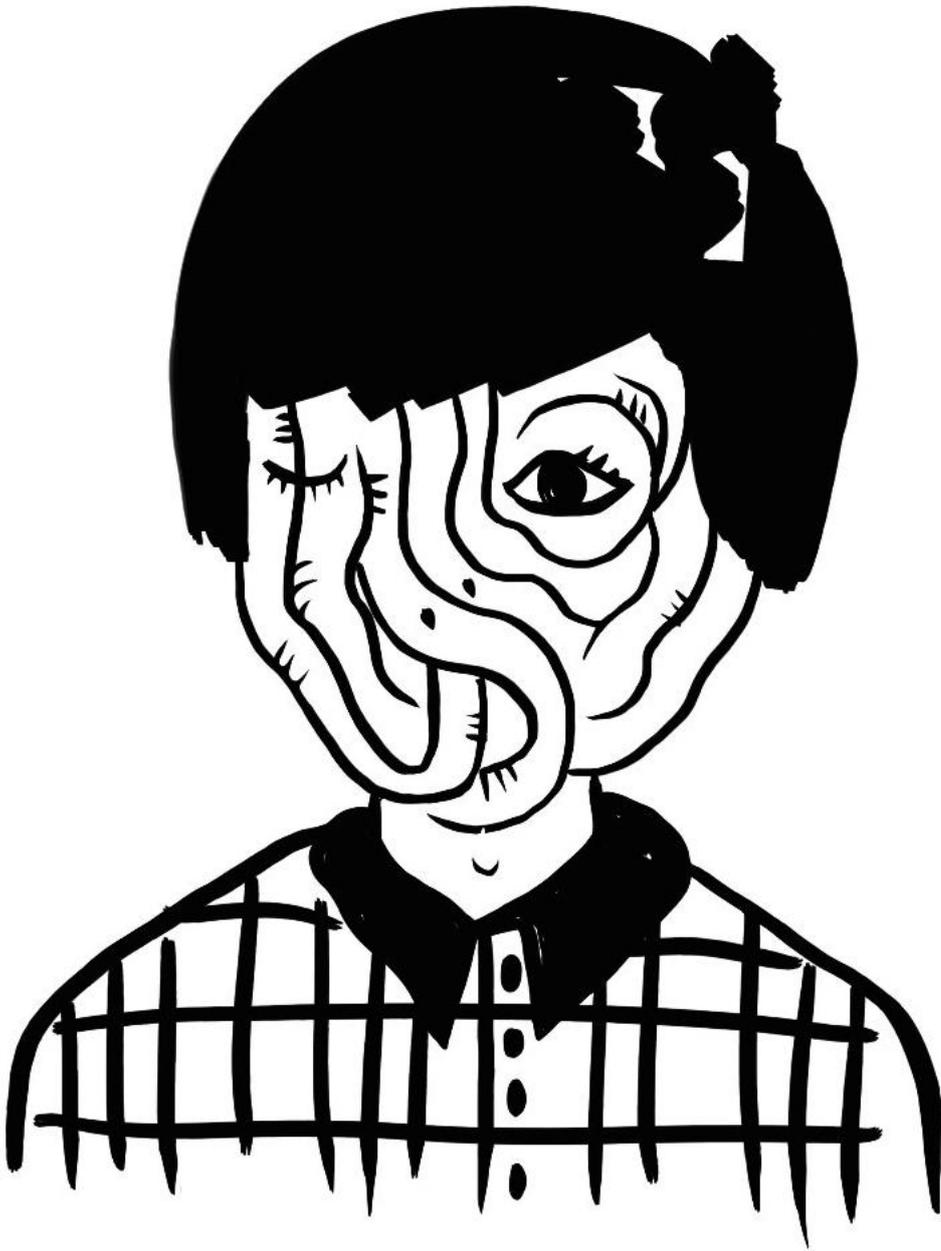
JAHRE

1. PLATZ	Der neue Junge	<i>Von Katharina Hopp</i>	6
2. PLATZ	MachtLos	<i>Von Katja Engler</i>	10
3. PLATZ	Unsterblich	<i>Von Katharina Feinauer</i>	15
NOMINEE	Alice	<i>Von Anneke Maurer</i>	18
	Badetag	<i>Von Theresa Bolte</i>	22
	Der Wettlauf mit dem Wasser	<i>Von Marleen Vidal</i>	26
	Macht (Ein fremder König)	<i>Von Bianca Fellner</i>	31
	Silbrige Macht	<i>Von Sarah Schwaderlapp</i>	35
	Rot und Schwarz	<i>Von Lara Riekner</i>	39

19 – 25

JAHRE

1. PLATZ	Nackt	<i>Von Kathi Rettich</i>	42
2. PLATZ	Bring es zu Ende	<i>Von Ann-Kathrin Speckmann</i>	47
2. PLATZ	Die Macht, die ich nie wollte	<i>Von Katharina Robitzkat</i>	50
3. PLATZ	Here's to the ones who dream	<i>Von Rosalie Hagemann</i>	54
NOMINEE	Kein Raum für dich	<i>Von Liona Binaev</i>	59
	Trag die Pfütze zum Ozean	<i>Von Janina Michl</i>	62



Der neue Junge

Von Katharina Hopp

1.
PLATZ

Der neue Junge hat alte Narben. Sie scheinen älter zu sein als er selbst.
Wulstige Haut wie Würmer durch das Gewebe gewunden.

Als er die noch nicht hatte, als die Haut noch so glatt und rein war wie sein Geist, als der Vater noch lebte, da hatte der Vater immer gesagt: „Macht zerstört den Frieden.“ Der Junge war damals noch klein und er verstand die Bedeutung nicht. Jetzt hat er kapiert, dass Macht schlecht ist und Frieden gut. Jetzt lebt er im Frieden. Das haben sie ihm versichert. Er wird in die Schule geschickt. Dort sind andere Kinder. Laute, spielende, lachende Jungen und Mädchen.

Sie sprechen anders, als er es kennt und sie sehen auch heller aus und haben keine Narben. Er findet die helle Haut schön, sie sieht so fröhlich aus. An seinem ersten Tag in der Schule nehmen die Kinder seine Hände und biegen die Finger um ihre, dann machen sie einen Kreis und beginnen zu tanzen.

Sie heißen ihn willkommen, sagt die Lehrerin.

Er weiß nicht, was das bedeutet, das Herumhüpfen, und er schleicht nur hinterher, die Schultern zusammengezogen, den Kopf stetig geschützt, gesenkt.

Was das sei, die Macht, hatte er einmal den Vater gefragt. „Wenn du mächtig bist, bestimmst du alles, du machst alles kaputt, schmeißt Bomben. Nur Allah sollte Macht haben. Er weiß, wie man mit ihr umgeht.“

Ein paar Tage später sprengte die Macht den Vater in den Himmel.

Der Junge denkt viel über Macht nach. Im Unterricht redet er nicht. Er redet nie. Die Worte sind in Syrien beim Tod geblieben.

Wenn eine Tür zuknallt, dann wirft er sich auf den Boden. Das ist Reflex. In den Momenten auf dem staublosen Boden ist die Macht ganz greifbar. Dann befällt sie seinen zitternden Körper und schickt ihm Bilder in den Kopf. Roter Staub, der in die Luft fliegt. Grelle Blitze, die überall stechen, nicht nur in den Augen. Da darf man nicht hineinschauen. Deswegen kneift er die Augen zu, wenn etwas Lautes passiert.

Ein Mädchen kauert sich dann neben ihn. Wartet, bis er die nassen Augen wieder aufschlägt, und lächelt. Lächeln ist gut. Das heißt, alles ist in Ordnung.

Er setzt sich wieder auf den Stuhl und die Ohren fangen Worte auf, die ihm vorkommen wie längst verklungene Explosionen, so unverständlich sind sie.

Die Menschen, bei denen er wohnt, sind sehr leise. Bei ihnen muss er sich selten auf den Boden fallen lassen. Er mag sie. Er mag die warmen Augen, warm wie die Decke, die um seine Schultern liegt, wenn er keinen Schlaf findet. Oft drücken sie ihn an sich und murmeln Worte, die er zwar nicht ganz kennt, aber die er in die warme Ecke einordnet. In die Ecke, in der sein Vater auch wohnt. Er sieht sie gern an, die Frau und den Mann, die mit ihm reden, als würde er antworten. Die zu verstehen scheinen, wenn sie in seine feuchten Augen sehen und für die er irgendwann sogar die Mundwinkel nach oben zieht. Dann biegen sich auch die Narben und sind schöne Kurven, nicht so grob und scharf. Er lacht eigentlich gern. Vielleicht, weil die anderen dann auch lächeln. Und vielleicht, weil dann seine Augen trocknen. Der Mann und die Frau sagen, dass das die Macht der Liebe sei. ●



MachtLos

Von Katja Engler

2.
PLATZ

Ein Klicken, ein Impuls, der durch meinen Zeigefinger, über meine Hand in meinen Arm läuft und schließlich mit einem Schlag in der Schulter endet. In meinen Ohren rauscht es. Ich höre nichts. Ich sehe nichts. Da ist nur diese überwältigende Ruhe. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich die volle Kontrolle.

Die Zeit schien für einen Augenblick still zu stehen, als das Glas des Hausmeisterkabuffs wie in Zeitlupe in zehntausend winzige Splitter zersprang. Ich beobachtete fasziniert, wie sich das Sonnenlicht in den zu Boden segelnden Teilen brach.

Dann ging alles plötzlich ganz schnell. Alle um mich herum begannen zu schreien und durcheinander zu rennen, im selben Moment setzte mein Hörvermögen wieder ein. Der gewohnte Schmerz pochte in meiner Hand, mit der ich fest die Waffe umklammert hielt. Dann schellte der Alarm los. Eine ruhige Stimme befahl allen Schülern, sich aufgrund einer Gefahr in die Klassenräume zurückzuziehen. Mir fröstelte, als mich ein Gefühl der Stärke durchströmte. Ich war diese Gefahr.

Ich blickte mich in der Aula um, suchte nach ihr. Eben war sie noch da gewesen, darauf hatte ich geachtet. In dem allgemeinen Chaos, das ich verursacht hatte, konnte ich sie nicht entdecken. Doch. Da! Sie stand am Gang zum Nordflügel. Starrte mich an. Ich starrte zurück, für einen Moment duellierten wir uns mit Blicken. Ich lächelte. Dieses eine Mal war ich am Abzug. Dieses eine Mal war sie absolut machtlos. Ich beobachtete sie, als sie herumwirbelte und als eine der Letzten die Aula verließ. Der Lärm verklang bis auf die Sirene. Ich war allein.

Langsam durchschritt ich die Eingangshalle und folgte ihr in den Gang. Ich genoss das Gefühl der Macht. Ausnahmsweise einmal war da niemand, der mir vorschrieb, was ich zu tun und zu lassen hatte. Nicht die Lehrer, nicht mein Vater. Mein Vater. Sein Gesichtsausdruck, wenn er sah, dass ich seine Waffe genommen hatte. Erneut. Ich schnaubte, schüttelte den Gedanken ab. Stattdessen ließ ich den Blick über die Wände des Ganges schweifen, über die Bilder und die Trophäenschränke. Über die Türen, hinter denen sich meine Mitschüler gerade hinter Tischen zusammenkauerten. Wieder schmunzelte ich. Ich hatte das hier in der Hand. Ich hatte sie alle vollkommen in der Hand. Ich kam an den Spinden vorbei. Dachte daran, wie sie mich angegrinst hatte, mit der Schulter an eben diesen Spind gelehnt. Aus den Augenwinkeln hatte sie mich angeschaut, bevor sie mit diesem ätzenden Macker aus der Zwölf..

„NEIN!“

Völlig in Rage donnerte ich den Griff der Waffe gegen den Spind und hinterließ eine Delle im Metall.

Ich begann, schneller zu gehen. Jetzt konnte ich es ihnen allen heimzahlen! Nie wieder würde mich irgendwer fertig machen, nie wieder würde man mich nachsitzen lassen, weil ich einen Aufsatz zu spät abgegeben hatte! Ich stand über der Autorität. Heute würden sie mir den Respekt zollen, den sie mir schuldig waren!

Ich lief, rannte, flog durch die Korridore, beflügelt von der Freiheit, der Überlegenheit, dem Gefühl, das mir die Waffe in meiner Hand gab. Als ich an den Mädchenklos vorbeikam, regte sich ein Gedanke. Ich kannte sie gut genug um zu wissen, dass sie sich früher oft hier versteckt hatte, in ihren schwachen Momenten. Ich blieb stehen und stieß die Tür auf.

Ich betrete den Waschraum und weiß sofort, dass sie nicht hier ist. Ich gehe trotzdem hinein, irgendetwas an der Wand erregt meine Aufmerksamkeit. Als die Tür hinter mir zufällt, verklingt der Alarm zu einem dumpfen Hintergrundgeräusch. Ich durchschreite den weißen Raum, bleibe vor einem Spiegel stehen, der noch nicht zerbrochen wurde, stütze mich auf dem Waschbecken ab, betrachte mein Gesicht. Ich runzele die Stirn. Mein hartes Kinn, meine kleine Nase, meine kantige Stirn. All das habe ich von meinem Vater. Mit einem Mal werde ich von Bildern überschwemmt.

Mein Vater, wie er nach Hause kommt, wutschnaubend. Wie er seine Tasche auf den Boden wirft, etwas brüllt. Meine Mutter will ihn beruhigen, doch er schubst sie weg. Er regt sich über irgendetwas auf, seinen Job, die Politik, unsere Nachbarn. Er wirft Stühle um, rennt nach draußen. Meine Mutter und ich bleiben allein zurück. Sie weint, ich sitze nur da, verstehe nicht, was passiert...

Das Bild wird von einem weiteren abgelöst. Es hört nicht auf.

Ich komme von der Schule nach Hause. Er wartet auf mich. Schreit mich an, wegen irgendetwas, meiner Noten, meines unaufgeräumten Zimmers, meiner zerrissenen Jeans. Ich weiche zurück, stehe mit dem Rücken an der Wand. Fühle mich hilflos. Meine Mutter zieht ihn zurück. Er schlägt sie. Immer wieder. Ich schreie, weine, wimmere. Sitze nur da, verstehe nicht, was passiert...

„NEIN!“

Ich stoße mich ab und weiche zurück. Ich kann den Blick nicht von dem Spiegel lösen. Von dem Bild meiner selbst. Ich sehe so viel von meinem Vater darin, von dem Mann, den ich tief verabscheue. Es nimmt mir den Atem.

Ich hebe die Waffe, ziehe den Abzug, schaue zu, wie mein Gesicht zersplittert.

Ich darf die Kontrolle nicht verlieren!

Ich wirbele herum, hechte keuchend zur Tür. Doch der Boden ist nass. Ich rutsche aus, schlage hart auf den Kacheln auf. Ich habe die Waffe verloren, ich weiß nicht, wo sie ist. Ich krümme mich zusammen, schreie, schreie immer weiter. Versuche, das Loch in mir zu schließen. Die Bilder prasseln weiter auf mich ein, in immer kürzeren Abständen. Mein Vater, meine Lehrer, sie. So finden sie mich schließlich. Ich schreie nicht mehr, mein Hals ist zu trocken, meine Stimmbänder lassen nur noch ein leises Wimmern zu. Sie kommen herein, ich rutsche auf dem kalten, feuchten Boden rückwärts. Ich höre sie reden, doch ich verstehe nicht, was sie sagen. Eine Erkenntnis trifft mich wie ein Tritt in den Bauch. Ich bin ihnen ausgeliefert. Ich hatte die Kontrolle und habe sie wieder verloren. Ich winde mich im Dreck, liege zu Füßen der Autorität.

Als ich etwas aus dem Augenwinkel sehe, nur wenige Armlängen entfernt von mir, weiß ich es gibt nur diesen einen Ausweg. Es gab nie eine andere Möglichkeit. Ich muss die Kontrolle über mich selbst wiedererlangen. Ich greife nach der Waffe. ●



Unsterblich

Von Katharina Feinauer

3.
PLATZ

Noch schlägt es. Dein Herz. Ich kann sein kräftiges Pumpen spüren, jetzt gerade, unter meiner Hand, die auf deiner Brust ruht. Doch du, du spürst mich nicht. Selbst deinen eigenen Herzschlag nimmst du nicht mehr wahr. Du wirst nie mehr etwas fühlen, das sagen jedenfalls die Ärzte. Aber was wissen die schon. Stehen da, in ihren blendend weißen Kitteln, die Hände frisch desinfiziert und blicken auf uns zwei herab. Als wären sie die mächtigen Könige und wir nur einfaches Gesindel.

Mit meiner anderen Hand kralle ich den Stift fest, den sie mir gaben. Eine Unterschrift von mir und du bist tot. Das wollen sie doch, ist es nicht so? Ich kann sie flüstern hören, hinter den geschlossenen Türen. *Hirntod*. Schnell schüttle ich den Kopf, um dieses Wort aus ihm zu vertreiben. Mein Ohr lege ich nun an die Stelle, auf der bisher meine Hand ruhte. Da. Ich höre es doch! Deinen Herzschlag. Du bist nicht tot. Niemals.

Unsterblich. Das sind wir. Wir zwei gegen die Welt. Für immer. Hast du das nicht gesagt, als du mir den Ring gabst und wir fortrannten? Weit, weit weg von unserem öden Leben hin in die gemeinsame Zukunft? Alles war perfekt, ein Märchen ... bis zu jenem Tag. Die Musik dröhnte laut im Auto. Wir waren so jung, so verliebt und frei. Du fuhrst schnell, so schnell, zu schnell. Und dann war da nur Blut. Tiefrot und klebrig. Und jetzt sind wir hier. Ich brach mir nur ein Bein, aber du... du liegst nun auf diesem schmalen Bett. Stumm und starr. Mein Blick schweift auf die Blätter auf meinem Schoß. *Organspende* steht dort groß. Eine Ärztin lugt durch das Fenster. Wütend schmeiße ich die Blätter samt Stift zu ihr hin. Dich bekommt sie nicht. Denn ich weiß, was sie wirklich will. Sie will dich benutzen, dich ausweiden, als wärst du ein Tier. Deine Nieren, deine Leber, die Lungen und das Herz. Selbst deine Augen will sie dir nehmen. Vor nichts schreckt sie zurück. Weiß sie denn nicht, dass sie Unrecht hat? Du wirst erwachen. Jeden Moment wirst du mich ansehen und lächeln. Wie sollst du das tun, wenn ein anderer Mensch durch deine Augen sieht, jemand anderes durch deine Lungen atmet und durch dein Herz das Blut eines anderen fließt? Du bist nicht wie die anderen. Du bist stärker als der Tod. Wir beide sind das. Wir sind unsterblich.

Mühsam schlucke ich den Kloß in meinem Hals herunter und wische meine Tränen weg. Ob sich deine Augen je wieder öffnen werden? Vielleicht haben die Ärzte recht. Mein Blick zuckt zu den Blättern, die ich von mir warf. Soll ich...? Nein. Nein! Du gabst mich nicht auf. Nie. Ich werde das Gleiche für dich tun. Und doch stehe ich nun auf und sammle sie ein. Jedes der Blätter, das mir

vorkommt, als sei es Teil eines Vertrages mit dem Teufel höchstpersönlich. Wir haben über so etwas nie gesprochen und jetzt soll ich über deinen Tod entscheiden?

Aus der Ferne höre ich gedämpfte Schluchzer. Ob es jemandem genauso geht wie uns? Verlassen von der Hoffnung? In den Fängen der Ärzte? Machtlos? Obwohl ... ich bin nicht machtlos. Ich kann mich entscheiden. Für dein Leben an den Maschinen, stumm und anteilnahmslos. Oder für das Leben vieler, denen du helfen könntest. Denen wir helfen könnten. Was hättest du gewollt? Ich wünsche, ich wüsste es...

Die Uhr tickt laut in deinem Krankenzimmer. Ich selbst spüre, dass die Zeit abläuft. Deine Zeit, meine Zeit und die der anderen, die auf jemanden wie dich warten. Sie hoffen, ja beten sogar für den Tod eines anderen. Es widert mich an. Und doch halte ich den Stift wieder in meiner Hand. Tränen rollen über meine Wangen, als ich zitternd unterschreibe. Wenigstens werde ich bald die Einzige sein, die weinen wird. Die Tränen der anderen werden trocknen, wenn ein Stück von dir in ihren Liebsten lebt.

Irgendwie wirst du dann trotzdem da sein. Nicht bei mir, aber auf der Welt. Frische Luft wird deine Lungen füllen, deine Augen werden wieder das Licht der Sonne sehen und dein Herz ... dein Herz wird nicht aufhören zu schlagen. Auch wenn sie das nicht gemeinsam tun werden. Jedes Teil von dir wird in einem anderen Körper wohnen und ein anderes Leben leben. Ich muss lächeln. Rechnet man die Lebenszeit der Menschen, die du ihnen schenken wirst, zusammen, ist es fast so, als hättest du es geschafft, ewig zu leben. „Ich mache dich unsterblich“, flüstere ich dir zu und küsse dich ein letztes Mal. ●



Alice

Von Anneke Maurer

NOMINEE

Alice war meine Freundin.

Sie war bunt und schön. Lustig, so anders als alle anderen, die ich kannte:
Alles war viel bunter, viel größer, lauter, aufregender mit ihr.
Ich sah zu ihr auf, denn sie war so schillernd und voller Funken.

Wir haben uns auf einer Party getroffen. Ich war allein und als ich dort ankam, erst um eins oder halb drei, hatten sich schon einige um sie versammelt. Sie saß auf einem Tisch, anmutig, cool, etwas zog mich hin; als ich kurz vorher stehen blieb, ging Alice Blick an den anderen vorbei. Das Lächeln war pulverisierend.

Alice war da, wenn ich jemanden brauchte, nicht zum Reden – sie packte mich am Unterarm und zog mich irgendwohin, wo es anders war. Ich vergaß die Probleme einfach, aber wenn sie nicht da war, war es umso schlimmer. Zum Glück kam sie immer öfter.

Als ich sie kennenlernte sagten meine anderen Freunde, ich solle nicht auf Alice hereinfliegen. Sie sagten, Alice *sei nicht* meine Freundin, sondern eine Made; sie würde mich zerfressen von innen heraus, alles, zwar selbst die Probleme, das fühle sich vielleicht erst gut an, für den Moment, aber es sei doch bloß ein Auffressen, inneres Zerreißen meiner Persönlichkeit, sagten sie, Alice mache meine Probleme nicht besser, sie betäube nur und nehme dabei. Ich schrie, sie sollten die Klappe halten und dass sie keine Ahnung hätten, nichts wüssten – über mich. Über meine Probleme, über Alice. Die bald selbst zu einem Problem wurde. Wie sie alle es gesagt hatten.

Unsere Trips dauerten vom Abend bis in den nächsten Morgen.
Einmal habe ich sie geküsst. Ich war selbst ganz überrascht und habe die Fingerkuppen auf meine Lippen gepresst, ein metallisch-bitterer Geschmack auf der Zunge. Zusammen mit Alice entdeckte ich Seiten an mir, von denen ich nichts gewusst hatte.

Da hat Alice nur gelacht und gesagt, dass sei doch das, was unsere Freundschaft ausmache, und: „Küss mich nochmal.“

Mit Alice war mir nichts peinlich. Wir sangen zu laut, tanzten wie nur Verrückte, riefen Ehrlichkeiten durch das ganze Haus und in fremde Gesichter. Ganz weit oben balancierten wir Hand in Hand, bis ich ausrutschte. Dann kam der Fall und ich hatte nicht gedacht, dass mir so etwas passieren könne, aber beim Aufprall ließ sie mich los und ich schlug mir das Herz und die Sinne auf.

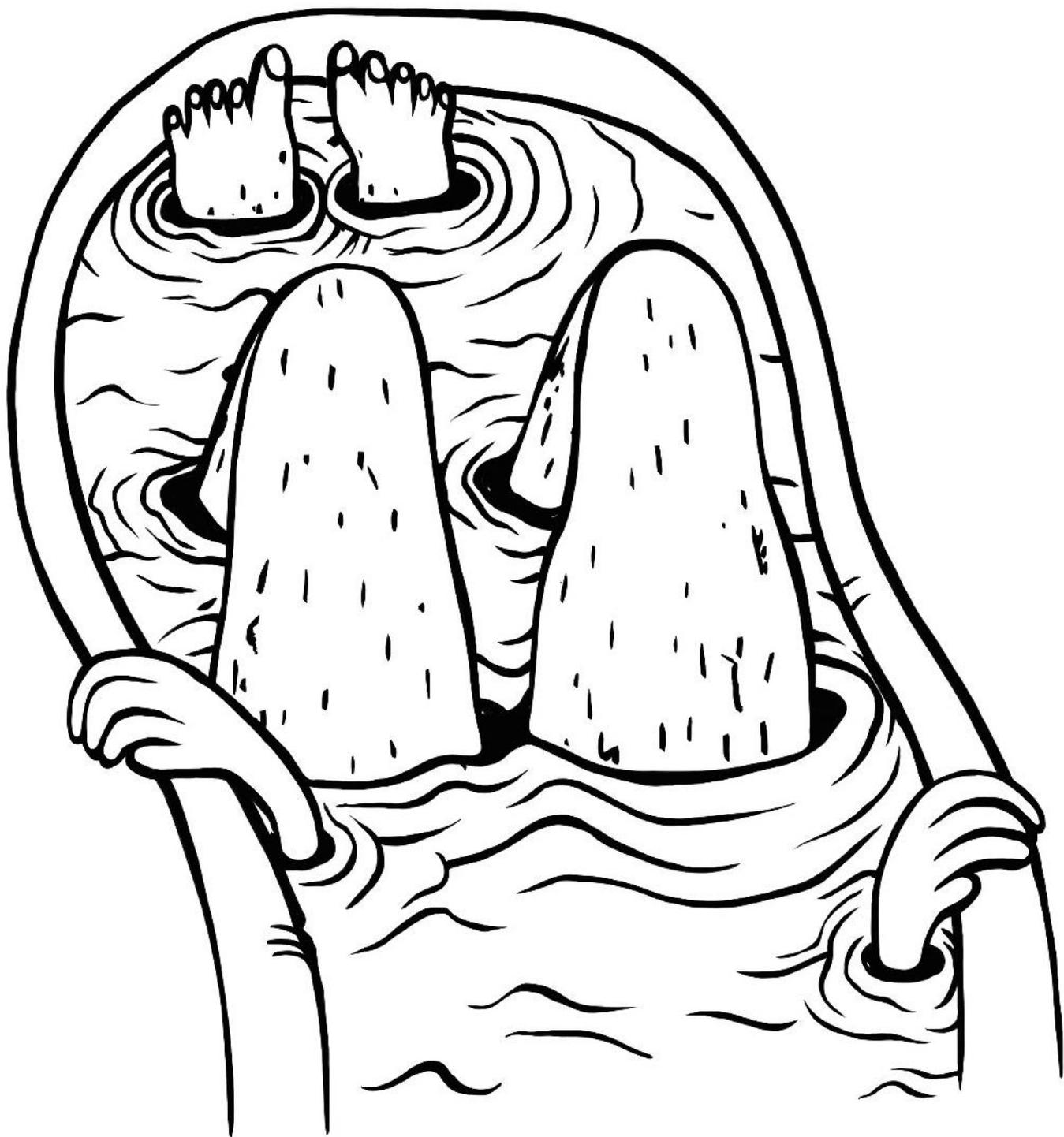
Sie wurde eine Lösung für alles.

Wir haben uns gestritten. Als sie dann weg war, für einen Tag oder zwei, habe ich geweint. Ich habe sie zurückgeholt. Wir haben uns nicht vertragen. Nur, ohne sie konnte ich nichts mehr aushalten, ich konnte sie nicht mehr aushalten, ich schrie sie an sie solle gehen, bleiben, als sie ging, sie blieb ganz ruhig und lag einfach auf dem Tisch. Da war ich längst abhängig.

Irgendwann war nur noch Alice geblieben. Ich verbrachte immer mehr Zeit mit ihr, aber ich war ja nicht ihre einzige Freundin. Ich hielt an ihr fest, aber sie war gut darin andere kennenzulernen. Irgendwann reichte ihr meine Freundschaft nicht mehr. Irgendwann reichte mein Geld nicht mehr. Dann bemerkte ich, irgendwann, wie recht sie gehabt hatten, bemerkte, wie sehr ich sie brauchte, so sehr, dass sie mir nicht gut tat, noch nie gut getan hatte; aber sie war die einzige, die noch da war auf dieser Welt, deshalb klammerte ich mich an ihr Bein und kroch ihr hinterher, die Knie wund.

Alice macht mich krank.

Alice ist nicht meine Freundin. ●



Badetag

Von Theresa Bolte

NOMINEE

Ich liege in der Badewanne, das Wasser bedeckt mich gerade so. Eine Gänsehaut zieht sich über meine Arme, die Temperatur ist noch zu hoch. Unter meinem Körper spüre ich das körnige Badesalz, das sich nicht vollständig aufgelöst hat. Vorsichtig lehne ich den Kopf an den Emaillierand. Ein paar Strähnen gleiten ins Wasser, fächern auf, umwölken mich. Ich rutsche noch etwas tiefer, winkele meine Beine an, warte darauf, dass sich die Oberfläche beruhigt. Dann atme ich nur noch. Ich beobachte, wie sich mein Bauch hebt und senkt, nicht nur passend zum Atem, sondern auch zum Herzschlag. Meine Oberschenkel besitzen noch einen Rest Farbe vom Sommer, groß ragen sie aus dem Wasser empor, ab der Wade beginnend Neurodermitisnarben. Ich spüre, wie ich müder werde. Mein Blick fällt wieder auf das Heben und Senken des Bauches, Sandbank im Meer, mittendrin der Nabel. Fleischgewordener Strudel nach Ziehen des Wannentöpsels.

Ich stelle mir mich wie eine Landschaft vor. Die Zehen eben aus Lava erstarrt, Inselfüße. Bewaldete Hänge bis zu den Knien, dort ein Gebirgsplateau. Die Schamhaare ein Regenwald, Brüste Anhöhen bevor der bizarren Felsformation Kopf. Meine Arme lang und verloren, schmale Halbinseln, auf denen noch Wassertropfen glänzen. Ich betrachte meine Finger. Zu ihnen fällt mir nichts ein. Lang und blass, sich schuppende Haut. Mit den Beinen lasse ich Wellen entstehen. Wasser schwappt darüber, über Handrücken und Handknöchel und Sehnen und Fleisch und weiße Flecken auf den Nägeln, über Handinnenfläche und die angeblichen Lebenslinien. Ich greife hinter mich, halte einen Einwegrasierer in der Hand. Der rosa Plastikgriff ist hart, drei Klängen starren mich an, zu klein, um mich in ihnen zu spiegeln. Mit der Fingerkuppe fahre ich über sie. Leicht herauszubrechen. Ich schaue wieder auf meine Arme. Ich habe die Macht. Ich entscheide. Wenn ich will, hieven sie mich aus der Wanne, wickeln mich in ein vom vielen Waschen dünnes Handtuch, lassen mich das Telefon holen. Wenn ich denn will. Kein Gefühl der Zeit, während ich mich auflöse. Ich denke ein wenig über die Farbe Rosa nach, dann über die in ihm eingebettete Schärfe. Ich bin stark. Ich bewege mich nicht. Dann lasse ich den Rasierer los, ziehe mit den Zehen an der Kette des Stopfens, der den Abfluss verschließt. Metall und Plastik schwimmt von mir weg, während das Wasser unter mir schwindet.

Ich bleibe liegen, unfähig, mich auch nur aufzurichten und nach der Brause über mir zu greifen. Mir wird nicht kalt, auch wenn immer weniger Tropfen groteske Hügel auf meiner Haut bilden. Trotzdem wünsche ich mir die Flüssigkeit zurück. Meine Hülle, mein Schutz. Ich will untertauchen. Ich halte die Luft an, lange, bis mein Herzschlag laut und bedrohlich in meinen Ohren wiederhallt.

Meine Augen blaue Salzseen. ●



Der Wettlauf mit dem Wasser

Von Marleen Vidal

NOMINEE

Wir warten auf den Regen! Jedes Jahr kommt er später, jedes Jahr bringt er weniger Wasser. Manchmal bleibt er ganz aus. Alle starren zum Himmel. Nichts. Die Frauen auf den Getreidefeldern, die Kinder auf der Schulbank. Wasser, wir brauchen Wasser! Die Vorräte sind schon seit Monaten aufgebraucht. Die Felder verdorren. Alle zwei Tage trete ich den weiten Weg zur Quelle an – mit meiner Mutter, mit meinen drei jüngeren Schwestern. Nur unsere Großmutter bleibt hier.

Vor Sonnenaufgang schlüpfte ich aus meinen kuscheligen Decken. Zum Glück begleiten uns unsere zwei Esel: stets gut gelaunt, stets einsatzbereit. Das Wasser ruft. Wir müssen los. Los. Immer weiter. Fröhlich freudig spaziert durch die langweilige Leere, verbrenne mir fast die Füße auf den glühenden Steinen. Nichts wächst in der drückenden Hitze. Die Sonne hat uns das Leben ausgesaugt. Doch wir müssen weiter. Fröhlich freudig spaziert. Ich würde auch gern zur Schule gehen wie meine beiden Brüder. Seit dieser Trockenheit kann ich nur jeden zweiten Tag zum Unterricht erscheinen. An manchen Tagen beneide ich die Jungen. Bildung eröffnet Welten, sagt mein Vater, wünscht, dass sie später studieren. Ob sie das schaffen? Die Klassenkasper, die Herumtrödler. Doch dann denke ich an meine Familie, an die Hitze und die ständige Angst. Wasser sichert Leben. Die schwere Schwüle schnürt mir die Kehle zu.

Das Wasser plätschert in die Kanister, spritzt. Ich halte mein Gesicht unter den Strahl. Spüre, wie das Wasser meinen Schweiß davonträgt, spüre eine angenehme Kühle und Erleichterung: Wir haben es geschafft. Jetzt folgt nur der Rückweg. Die jüngeren Mädchen planschen, spielen, toben in dem kostbaren Gut. Welch Überfluss! Wie klar, wie rein dieses Wasser ist. Für einen Moment scheint die Welt zu singen. Das Wasser sprudelt gleichmäßig aus dem Erdsplatt hervor und wir waschen den Staub der letzten Tage von unseren Körpern. Das Wasser. Für zwei Tage schleppen wir es zurück ins Dorf. Sparsam eingesetzt reicht es kaum zum Kochen und Trinken. Waschen fällt weg. Die Felder verdorren. Die Ernte wird ausbleiben. Ein weiteres Jahr ohne Ernte.

Wovon sollen wir leben, wenn das so weitergeht? So wenige Tropfen wie in den letzten zehn Jahren gefallen sind, hat meine Großmutter in ihrem langen Leben nicht gesehen.

Früher, erinnert sie – das war vor meiner Geburt –, wurden Brunnen gebaut und das Wasser floss fröhlich freudig. Heute sind die Brunnen ausgetrocknet, auch die Quellen versiegen. Jahr für Jahr. Dieses Jahr müssen wir acht Stunden wandern. Wie viele werden es nächstes Jahr sein, übernächstes, die kommenden Jahre? Die Alten haben die Hoffnung aufgegeben. Sie glauben an den Fluch. Verwünschung. Die Jüngeren sprechen von Klimawandel. Keiner weiß, was das bedeutet. Keiner wieso, weshalb, warum, welche Folgen. Auf der anderen Seite des Dorfes erspähen wir die Bergspitzen. Wir erahnen von der Ferne den Regen, beobachten die Blitze über den Himmel zucken. Doch wir sind zu weit weg, um die Nässe zu riechen. Die Wüste verschluckt die Entfernungen. Es trägt und macht uns wahnsinnig. Im letzten Abendlicht erreichen wir unser Dorf.

Die ganze Kleinstadt steht unter Wasser, schwimmt. Ich presse meine Nase gegen die Fensterscheibe. Seit fünf Wochen regnet es ununterbrochen. Es fließt nichts mehr ab. Das Prasseln des Regens wird mein ständiger Begleiter: beim Aufstehen. Beim Einschlafen. Trommel, trommel auf das Blechdach. Die Musik des Tages. Trommelwirbel. Denn die Stromleitungen versagen. Ich weiß von Stromschlägen in der Nachbarschaft. Schrille Schreie. Abends macht uns die Dunkelheit zu schaffen. Bedrohlich klopft das Wasser an die Pforte. Die Gullys sind schon lange übergelaufen – wenn sie funktionieren. Die Kanäle halten den Wassermassen nicht stand. Alle Geschäfte haben die Türen dicht gemacht. Ritzen gestopft. Auch die Schule. Anfangs wurde mit Sandsäcken gedämmt. Wir müssen uns jetzt selbst versorgen. Essen aus Konserven, das Eingemachte. Nichts. Vater kehrt zurück. Kein Durchkommen. Das Wasser steht schon bis zu den Knöcheln. Wir sitzen hier fest, abgeschnitten von jeglicher Möglichkeit zu fliehen. Hauptverkehrsmittel ist jetzt die Barke. Aber nicht zur Arbeit, zur Bank oder zur Universität. Für die nächsten Tage sind weitere, stärkere Überflutungen angesagt. Radio. Ich wate, watschele durch das warme Wasser. Ein verrücktes Spiel. Plitsch-Platsch. Der Boden ist glitschig, das Wasser schlammig. Sauberer werde ich nicht. Achtung, eine Schlange! Ich weiche zurück und verkrieche mich lieber im Bett. Lese. Denn Lesen kann ich. Lesen bildet. Lesen hat mir meine Oma beigebracht, wenn ich ihr beim Kartoffelstampfen geholfen habe. Sie ist sehr

weise. Für eine Frau zu schlau. Man sieht es ihr nicht an. Das ist gut.
An Schule nicht zu denken. Wenn es so weiter geht, müssen wir in den nächsten Tagen unser Haus verlassen. Wer will das schon? Alles, was wir uns mühselig erarbeitet haben, hier lassen. Beobachten, wie unser gerade verdientes Vermögen von einem Tag auf den anderen wertlos wird, vernichtet, in den Fluten versinkt. Nicht wissen, was übrig bleibt, ob wir zurückkommen. Wir schlafen im obersten Stockwerk, später auf dem Dach. Der Regen hat nachgelassen, vereinzelte Tropfen. Keiner drückt ein Auge zu. Nur die Alten lassen sich nicht aus der Ruhe bringen. Schnarchen, stöhnen, stottern im Reich der Träume. Die Rache der Götter kennt keine Gnaden. Ich sitze am Rand des Daches, lasse meine Beine baumeln, tauche meine Füße ins dreckige Wasser, denke an die Trockenheit vom letzten Jahr. Die Sehnsucht nach dem Wasser. Das lange Warten. Dann die Erlösung. Zu spät und zu viel. Innerhalb weniger Tage brach unsere gesamte Infrastruktur zusammen. Plötzlich klatscht eine gewaltige Woge in mein Gesicht. Nass von oben bis unten laufe ich zurück zu den Dösenden, warne die Familie. Das Wasser drückt, nagt, zerrt an der Konstruktion. Schließlich findet es seinen Weg und umspült uns von unten. Langsam. Wir klammern uns an die Holzbalken, als unsere Baracke in sich zusammenfällt. Wütende Ströme toben durch die Straßen, reißen die klapprigen Autos von ihren Plätzen. Macht den Weg frei! Hier ist unser Reich! Verlorene Sofas treiben in dem Gewühl. Hilfe! In der Ferne erblicke ich die Rettungsboote. ●

Macht (Ein fremder König)

Von Bianca Fellner



NOMINEE

Und irgendwann hatte er dem Wechsel der Jahreszeiten die Türe geöffnet,
und der Winter hatte Einzug in seine Seele gehalten.

Leise und unentdeckt, ein Küken in einem zerbrechlichen Nest, hatte die
Jahre überdauert und war geblieben, selbst als der Frühling die Welt draußen
wieder in Licht und Wärme gehüllt hatte. War ein stolzer Vogel geworden,
erhabene Schwingen und gerissene Augen, voller Eistropfen und Schneezack-
en, dort hinten in dem dunkelsten Winkel seines Lächelns, das niemand je
wirklich beachtet hatte. War größer geworden mit ihm, und größer geworden
neben ihr, dem kleinen Mädchen dessen Züge er teilte, mit den großen
Augen, die immer zu ihm aufgesehen hatten, den flinken Füßen, die immer
zu ihm gerannt waren.

Und der Vogel hatte beobachtet, und der Vogel hatte gelernt.

Und der Vogel hatte in seine Stimme geflüstert, in langen Nächten, Tropfen
Gift, die langsam ihren Weg in Blut und Fleisch und Herz gefunden hatten.

Er war lauter geworden, stummer.

Aufbrausender, kälter.

Älter. Fremder. Gleich.

Und sein Lächeln schmaler, seine Schritte größer, seine Hände unerreichba-
rer. Und auch, wenn sie nun rennen musste, um den Anschluss nicht zu
verlieren, auch wenn sie stolperte, wenn er sie gewaltsam mit sich zog,
blieb sie doch nicht stehen.

Der Vogel vergaß nichts davon.

Nichts, bis sie beide längst keine Kinder mehr waren, keine zusammengekau-
erten Gestalten mehr in einem Waisenhaus, keine Bälger in einem Klassen-
zimmer, kein Bruder, der Schläge im Pausenhof für seine Schwester einsteck-
te und in dunklen Nächten die Wut des Vogels in seinem Inneren nährte.

Vergaß nicht, als sie ihr erstes Bild verkaufte.

Vergaß nicht, als er zum ersten Mal eine Waffe hinter dem Haus feuerte.

Vergaß nicht, wie sie noch immer nach seiner Zustimmung suchte, wie sie
begann, sich immer mehr zu verbiegen damit er gerade stehen konnte,
wie ihre Worte verstummten, wenn seine Lippen sich öffneten.

Fixierte sich auf diese Liebe, die noch immer in ihren Zügen schimmerte,
auch wenn Linien von Schmerz bereits begonnen hatten sich für alle ande-
ren unsichtbar daneben abzuzeichnen. Lachte obgleich ihres Versuches eine
kühlende Maske darüber zu legen, lachte über diese junge Frau, lachte über

das kleine Mädchen von früher. Und wie ein Spiegelbild war es der Bruder, der lächelte.

Und es wurde ein Spiel, ein Spiel hinter geschlossenen Türen und auf offener Straße, ein Spiel ohne Regeln, das nur aus der Geste eines Fingers, eines Blickes oder strafender Stille bestand. Ein Spiel neben anderen, ein Tanz durch Galen und öffentliche Events, wenn ihre Bilder weitere Preise gewannen und er nichts tat, als wie ein ruhender Schatten hinter ihr zu stehen und ihr zusah, während sie in die Kameras lächelte.

Ein Spiel, und er konnte nicht genug davon bekommen. Ein Spiel und ein Gefühl, ein Gefühl, das Spannung und Elektrizität in graue Tage brachte, ein kurzes Flackern von Hitze wo die Kälte des Vogels bereits bis in seine Knochen gedrungen war.

Ein Rauschen und Gefühl von Kontrolle, wenn sie die Tränen nicht schnell genug aus ihren Augen brennen konnte. Wenn sie trotzdem nicht aufhörte seinen Schritten zu folgen und sich mit einer Drehung in die nächste Runde führen ließ.

Macht.

Sie gab ihm Macht.

Und Macht war Feuer im Winter, war lodernde Flammen in dem gleisenden Schneefeld seiner Seele. War tosendes Donnern, wenn sie sich erneut verbog und wieder und wieder und wieder.

Der Vogel vergaß nicht, als sie ihren dritten großen Preis gewann. Vergaß nicht, wie die Blicke aller Gäste auf sie fixiert blieben. Ihr hübsches Gesicht. Vergaß nicht, als er das Reh schoss, dort wo ihr Garten in den Wald überging. Sie war es, die das Blut auf seinen Fingern fand. Und es waren ihre Hände, die es stumm von seinen wuschen. Es waren sie beide, die voreinander auf den Fliesen des großen Badezimmers knieten, zwei Kinder, zwei Erwachsene. Zwei Geschwister, zwei Fremde, und eiserne Ketten, die sie aneinander banden.

Und weiter, und weiter, und weiter.

Biegen und brechen und der nächste Tanz.

Ruhm und Jubel und ihr nächster Preis.

Am Ende waren es nahende Polizeisirenen, die die Klänge des Finales einläuteten.

Am Ende trug er ein Lächeln, als er die Waffe in ihre Hände fallen ließ, dort wo sie am Boden kauerte, neben all dem Dreck, dem Geschenk, das er für sie hinterlassen hatte, und mit seinen schmutzigen Händen über ihr Gesicht fuhr.

Sein eigenes Kunstwerk, das er ihr nun übertrug, jeder Teil ein Schuss, jeder Farbstrich ein Leben, eine Geschichte.

Und es war ihre Liebe, die sie hielt, wo sie war, als er mit einem letzten Blick zurück den Raum verließ und in die Nacht floh, der Schnee des Winters ihn empfing und willkommen hieß, wie er ihn als Kind willkommen geheißen hatte.

Schmerz, Liebe. Verbiegen und verbeugen und zerbrechen.

Er wusste, dass sie dort sein würde, wenn die Polizei das Haus stürmte.

Nur eine wahnsinnige Künstlerin.

Und sie würde schweigen.

Und sie würde reden.

Denn die Macht machte ihn zum König.

Und es war kein Geheimnis, was mit Verrätern passierte. ●

Silbrige Macht

Von Sarah Schwaderlapp

NOMINEE

Wie strahlende Sonn` in finsterer Nacht.
Wie klares Wasser in trockener Wüste.
Wie stärkendes Brot in Hungersnot.
Ein Mensch; in silbrigen Mantel gehüllt.
Funkelnd, strahlend vor Glanze.
Die Welt; mit Erwartung und Freude erfüllt,
geblendet von Antlitz und Ruhm.
Oh welcher Glanz, oh welche Hoffnung!

Wie hitzges Feuer, das alles verschlingt.
Wie stilles Wasser, das alles ertränkt.
Wie Gift, das mit einem Schlag
Leben zu vernichten mag.
Ein Mensch; in silbrigen Mantel gehüllt.
Ein Wort.
Ein Handeln.
Schon stampft er über Mensch und Land.
Oh welch Enttäuschung, oh welche Wut!

Es ist der einzig Schlüssel zur Welt.
Ein silbriger Umhang;
dunkle Nacht erhellt.
Die Erde
still,
erstarret.
Im Bann des Einen auf ewig gefangen.
Der Mensch unter silbrigem Umhang,
er hält die Fäden in seiner Hand.
Macht allein,
der Schlüssel zur Welt.
Ein Wort, sie könnten leben.
Ein Wort, die Erde am Beben.

Wie seichtes Wasser, leises Meer,
wie erstickte Kerze,
so sein Wort.
Mutig kämpfen Menschen, öffnen ihre Augen,
bohren Löcher in seinen Umhang. Wollen Liebe, Hoffnung, Frieden,
wenden sich vom Umhang ab.

Alleine.
Mensch unter silbrigem Umhang; verloren.
Menschen ersticken seine Worte;
sein ewig heller Glanz erlischt.
Die Macht teilen sich die Menschen,
Herzen offen auf der Welt.

Wie tosende Wellen dunklen Meeres,
wie tödliche Lawinen,
so sein Wort.
Menschen folgen blind dem Glanz.
Blind für Liebe, Hoffnung, Menschen.
Sein silbrig' Umhang reicht für alle,
versichert ihnen Schutz und Wärme.
Nach außen hin lockt die Macht,
lockt arme Menschen in die Falle,
verschließt armen Menschen ihre Herzen.
Starke Wellen seines Meeres,
harte Steine in Lawinen,
gemeinsam erschüttern sie die Erde.
Menschen fallen, Menschen sterben.
Wie ein blendend' Leuchtfeuer
nun sein Umhang.
Silbrig ergießt sich seine Macht.

Liebe oder Macht?
Frieden oder Krieg?
Die Wahl war offen,
Menschen entschieden.
Heftig erbebt nun unsere Welt,
unter donnernder Stimme des mächtgen Menschen
unter denen, die ihm folgen.
Wo ist der Glanz in Feuersbrunst?
Wo ist Hoffnung in den Kriegen?
Sie bewegen unsere Welt.
Reißen mit sich liebende Herzen.
Was schön war, das vergeht.
Welkende Blume unsere Welt.

Warum? Warum nicht anders?
Warum nicht Sonne statt Feuer, Brot statt Gift?
Mensch, wie ist dein Herz erkaltet,
du in silbrigem Mantel gehüllt?
Wie kannst du folgen,
wenn Erde am Beben?
Menschen schreien, schluchzen, weinen,
bitten um Gnade und Leben,
dass Erkenntnis euer Herz erhellt.
Das nächste Wort –
es wird kommen.
Werdet ihr folgen oder lieben? Das nächste Wort –
noch Fluch oder Segen? ●

Rot & Schwarz

Von Lara Rickner



NOMINEE

Rot und Schwarz. Das sind die einzigen Farben, die dir geblieben sind. Früher, da hast du sie geliebt, sie verbunden mit Wärme und verfärbten Herbstblättern – mit dem wohligen Gefühl deiner Lieblingsjacke, dem Glühen der letzten Sonnenstrahlen am Horizont.

Und jetzt...

Jetzt schau, wo du stehst – du hattest alles. Aber das war dir nicht genug. Da war immer noch was, worüber du dich aufregen konntest: das Wetter. Den Nachbarn. Den Hund.

Ich wette, du willst dein Leben zurück. Ich wette, du würdest ALLES dafür geben. Tja.

Schau, was dir geblieben ist.

Hass in deinem Herzen. Blut, so zäh. Tod, so dunkel, er nimmt dir jeden Funken Licht.

Rot und Schwarz.

Das Gewehr lastet schwer auf deinen Schultern, aber dieses Gewicht ist nicht das Problem. DIESES Gewicht sorgt nicht dafür, dass du nachts neben deinen Kameraden liegst, nach oben starrst und statt dem Himmel Gesichter in deinen Augen brennen, Schreie in deinen Ohren kreischen.

Du schüttelst den Kopf, versuchst, den Gedanken an Schlaf zu verdrängen. Deine Augen wandern über die zerstörte Landschaft, die dich versteht, weil sie auch schon gelitten und verloren hat, genau wie du.

„Alles klar?“, Grants Hand klopft aufmunternd auf deine Schulter. Er lächelt nicht. Du hättest ihn für diesen Gesichtsausdruck gehasst, für diese LÜGE.

Du nickst. Er versteht, dass du nickst. Die wahre Antwort auf seine Frage kennt ihr sowieso schon beide.

Dann legt sich wieder dieser Mantel des Schweigens über euch. So schwer. Deine Hände beginnen zu zittern. Stille, diese plötzliche Stille – so laut verkündet sie, dass der Sturm gleich losbricht. Dass es unmöglich ist, ihm zu entfliehen – machtlos, das ist es was du bist.

Ein kleines Nichts in einem großen Krieg.

Du kannst den Gedanken nicht zu Ende denken.

KRACH.

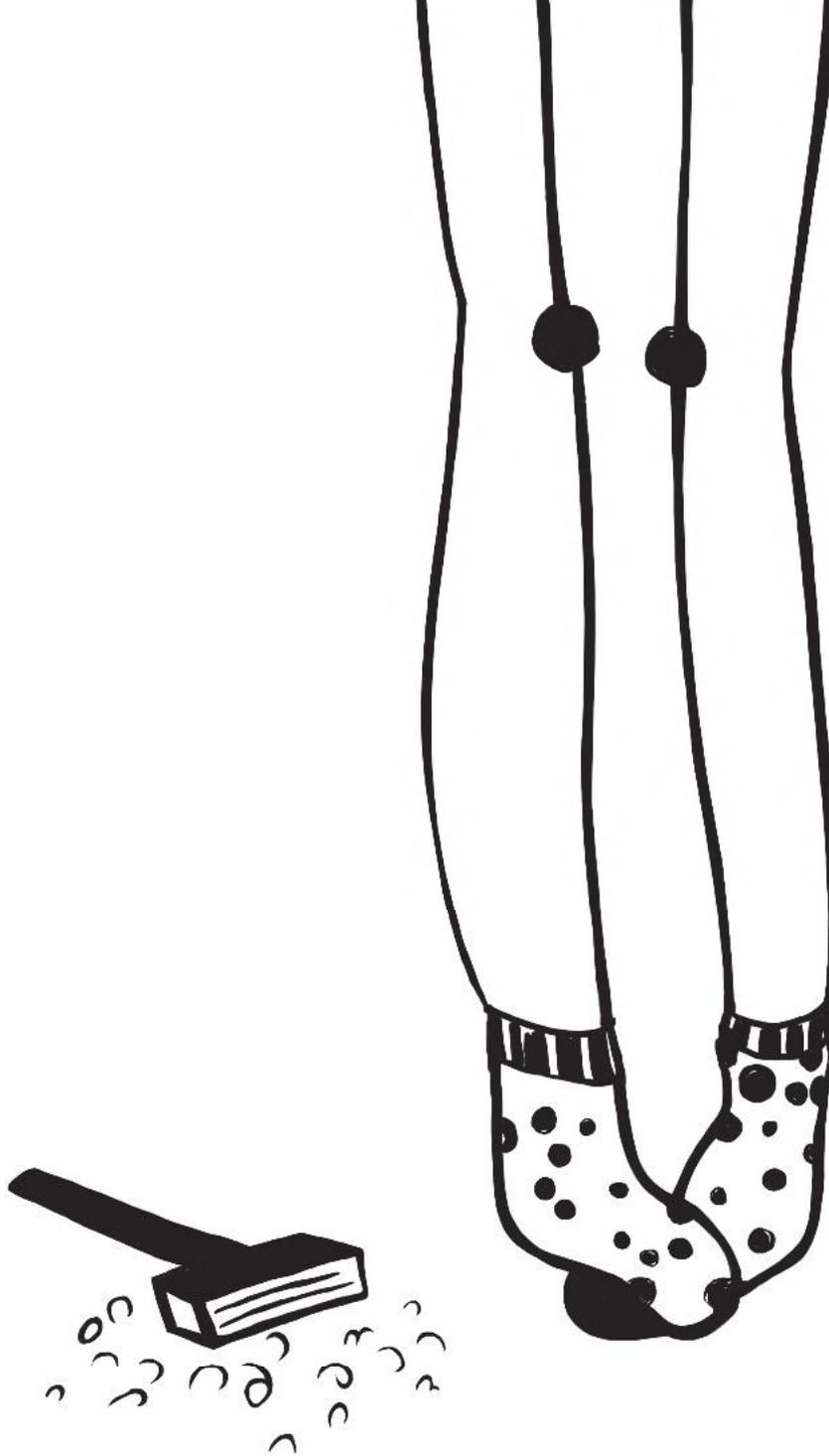
Das Geräusch, du kennst es.

Ein neuer Schrei, den du nie mehr vergessen wirst.

Die Stimmen verändern sich, wenn Rot, Rot, Rot den Boden zu tränken beginnt. Wenn der Körper weiß, dass es vorbei ist.

DIESE Stimme erkennst du trotzdem.
Grant, oh Grant.
Rot und Schwarz.

Du hast keine Zeit zu trauern. Du solltest Deckung suchen. Die anderen finden.
Irgendetwas tun.
Stattdessen stehst du da, starr und stumm.
Mit Schwarz in deinem Herzen, Rot vor deinen Augen.
All die Lektionen – vergessen.
Einatmen, ausatmen, solange du es kannst. Die Schüsse um dich herum sind
dein Rhythmus.
Es ist ein Wunder, dass du noch existierst, denn leben kannst du nicht mehr.
Dass du der einzige deiner Kameraden bist, der noch steht.
Dann ist der Moment da:
Du schaust blicklos auf das Schwarz des Gewehrlaufs, der kalt in deine Rich-
tung zuckt, ein seelenloses Wesen in einer scheinbar besessenen Welt.
Du schaust auf den Mann, der das Gewehr hält.
Nur noch du und er und diese wenigen Sekunden zwischen euch.
Du hebst deine Waffe.
Rot und Schwarz. Gleich.
Ihr seht euch an.
Seid euer Spiegelbild.
Eure Herzen pumpen ein bisschen schneller.
Eure Augen schreien, eure Gewissen brüllen...
Dann kommen die Gedanken:
Ob er eine Frau liebt und Rot für ihn nicht Blut ist, sondern Liebe?
Ob da Kinder sind, Kinder mit ihrer Welt voller Farben, die ihn so sehr brau-
chen, so sehr vermissen?
Ob er auch jeden Tag auf einen Brief wartet, für einen kurzen Moment voller
lebendiger grüner Hoffnung?
Ein Moment, der vergeht.
Dann noch einer.
Die Finger liegen tatenlos auf den Abzügen der Gewehre.
Etwas, das die ganze Zeit über schon da war, wird euch bewusst.
Ein Geschenk, das ihr erst jetzt entdeckt.
Kein Rot.
Kein Schwarz – wenn ihr es nicht wollt.
Die MACHT zu entscheiden. ●



Nackt

Von Kathi Rettich

1.
PLATZ

Die Inge ist nackt.

Völlig nackt, bis auf gelb gepunktete Socken und Büschel von Schamhaaren.

So steht sie vorm Spiegel im Badezimmer, eingeschlossen, schaut sich an, mit starrem Blick und pochendem Herz.

Ein schwerer Körper in Kindersocken.

Aber darunter, kaum noch zu erahnen, hinter Massen an Haut und Büscheln von Schamhaaren, ist die Inge fast schön.

Sie muss nur ändern, wie sie aussieht. Mehr nicht.
Doch, dann wäre die Inge schön, irgendwie.

Fast wie die Mädchen in der Klasse, zarte Figuren mit langem Haar, elfengleich. Jeder mag diese Mädchen. Dann wäre alles gut.

Und die Inge legt sich hin. Nackt, auf die kalten Badezimmerfliesen. Stellt die fetten Beine auf, wuchtet die Masse hoch, die sie Körper nennt. Wieder und wieder.

Einmal noch, sagt die Stimme in Inges Kopf, einmal noch, glaub mir, es lohnt. Und die Inge gehorcht, weil Disziplin ist, was die Inge kann. Weiter, immer weiter.

Bleibt schließlich liegen, schwitzendes Fett auf kaltem Stein. Es war nicht genug.

Der Hals tut weh vom alten Schmerz und der Luft, die sie atmet. Nie genug.

Die Inge steht auf, zittrige Beine, klebrige Haut und auf dem Rücken das Muster der Fliesen rot eingraviert. Keine Erlaubnis auszuruhen.

Greift nach Mutters Rasierer, verlegen irgendwie, aber bestimmt. Hört nicht auf bis die Haut wund ist und nackt. Der Boden bedeckt mit Büscheln von Schamhaaren.

Die Inge starrt ihr Spiegelbild an, minutenlang. Betrachtet Falte für Falte.

Ein schwerer Körper in gelb gepunkteten Socken. Nach allem, noch immer. Nichts hat sich verändert.

Aber die Inge wird weitermachen, weil das ist, was die Inge kann. Und sie weiß, die Macht in ihrem Kopf, weiß, was zu tun ist. Weiter, immer weiter.

Vor der Tür steht die Mutter. Horcht auf jedes Geräusch, stundenlang, die Hände um die Klinke gekrampft. Zählt den Atem. Ein, aus, atmen, Inge, einfach atmen.

Als könnte die Inge aufhören, das Atmen, einfach so. Wie sie das Essen lässt, in letzter Zeit.

Die Inge ist nur noch eine Ahnung von dem, was sie war.

Die Mutter sieht sie vor sich, zerzauste Locken, den Mund voll mit Zuckerwatte. Tanzt auf der Straße, zu Musik aus dem Akkordeon, das irgendwer spielt. Damals als die Inge noch die Inge war.

Zurück blieben nur ein magerer Körper und ein lebloses Gesicht.

Und es gibt Tage, an denen beschließt die Mutter, es reicht. Die Inge ist doch noch ein Kind, irgendwie, immer noch so jung.

Hör auf, sagt die Mutter dann, Inge, hör auf. Als ob das reichen würde, die Inge braucht so viel mehr.

Und die Inge sagt, dass alles okay ist, keine Sorge Mutter, ich habe alles im Griff. Und die Mutter will, dass es stimmt.

Will sie nicht verlieren, an die fremde Macht, die die Mutter ersetzt hat, irgendwann. Die jetzt das Sagen hat, in Inges Kopf.

Muss sie doch beschützen, irgendwie.

Aber du darfst nicht klammern, sagen die anderen, gib ihr Platz, und so steht die Mutter vor der Badezimmertür. Ausgesperrt aus Inges Leben.

Die Inge stürmt aus dem Badezimmer, die Unmenge an sich selbst unter Schichten von Anzihsachen vergraben.
Niemand soll ihn sehen, den ekelhaften Körper, den sie trägt.

Am liebsten wäre die Inge unsichtbar.

Trifft auf die Mutter, die nach ihr greift, festhält, als wäre die Inge noch ein Kind.

Aber die Inge macht sich los, weil sie das hasst. Berührungen. Will nicht sehen, wie viel es braucht sie zu umschlingen, Meter an Armen und Massen an Kraft, sie festzuhalten.

Du musst frühstücken, sagt die Mutter, bitte Inge. Aber die Inge geht.

Auch wenn sie Hunger hat, irgendwie, sich sehnt, nach Essen und Liebe. Aber Disziplin ist, was die Inge kann. Nichts hält das auf.

Noch schnell eine Runde im Park, vor der Schule, vielleicht auch zwei.

Komm schon Inge, sagt die Stimme in Inges Kopf, wütend fast. Weiter, immer weiter. Und die Inge rennt, obwohl die Inge nicht mehr kann.

Kann nicht mehr.

Noch ein Stückchen, sagt die Macht in ihrem Kopf und die Inge gehorcht.
Weil das ist, was die Inge tut.

Dann wird alles schwarz. Die Inge fällt.
Und mit ihr fällt ein Mädchen, das war schön.

Weil Schönheit mehr ist, als das, was man sieht.

Und zuhause steht die Mutter und weint. Weiter, immer weiter. ●

Bring es zu Ende

Von Ann-Kathrin Speckmann

2.

PLATZ

Blut klebte in seinen Haaren. Es lief über sein Gesicht und verdeckte die klaffende Wunde. Das Hemd hing in Fetzen über dem Körper.

„Bring es zu Ende!“ Ich zuckte zusammen. Zögernd blickte ich zu der Stimme. Sie kam von einem Jungen, der kaum älter war als ich. Er hielt mir ein Messer vors Gesicht. Ich dachte, gleich würde ich sterben. Doch der Junge drehte das Messer und hielt mir den Griff hin. Ich verstand nicht, was er von mir verlangte. „Töte ihn!“, wies er mich an. Hektisch kroch ich davon; nur ein paar Zentimeter, dann stieß ich gegen den ausgezehrten Körper meines Vaters. Das Messer landete neben mir auf dem Boden.

„Wenn du es nicht machst, töte ich nicht nur ihn, sondern auch dich und deinen Bruder.“ Er deutete auf das leise schluchzende Kind, das sich erfolglos unter einem Tisch versteckte. Mein Bruder lebte noch; genau wie ich. Wir waren gesund. Wir konnten leben. Ich schaute zu meinem Vater. Beim Anblick seines verstümmelten Körpers musste ich würgen. Ein bitterer Geschmack breitete sich in meinem Mund aus. Tränen stiegen in meine Augen. Mein Vater verschwamm. Gleichzeitig verstand ich, dass es zu spät war. Ihn würde niemand mehr retten.

„Jetzt mach schon!“ Der Junge deutete auf das Messer. Er meinte es ernst! Langsam streckte ich meine Hand nach der Klinge aus. Sie war kalt. Mein Vater lag noch immer vor mir. Ich legte ihm eine Hand auf seinen Oberkörper. Seine Atemzüge waren schwach, aber deutlich zu spüren.

„Ich kann nicht!“ Der Junge ging auf meinen Bruder zu. Im Laufen zog er ein weiteres Messer aus dem Gürtel. Ich musste meinen Bruder retten! Das hätte auch mein Vater gewollt. Oder?

Schreiend rammte ich die Hand mit dem Messer nach unten. Ich sah nicht hin, aber ich spürte, wie ich seinen Brustkorb traf. Die Klinge schrammte über Knochen; meine Hand rutschte vom Messer ab und traf die Haut meines Vaters. Ich ließ sie liegen und spürte ein letztes Zucken. Der Brustkorb bewegte sich nicht mehr.

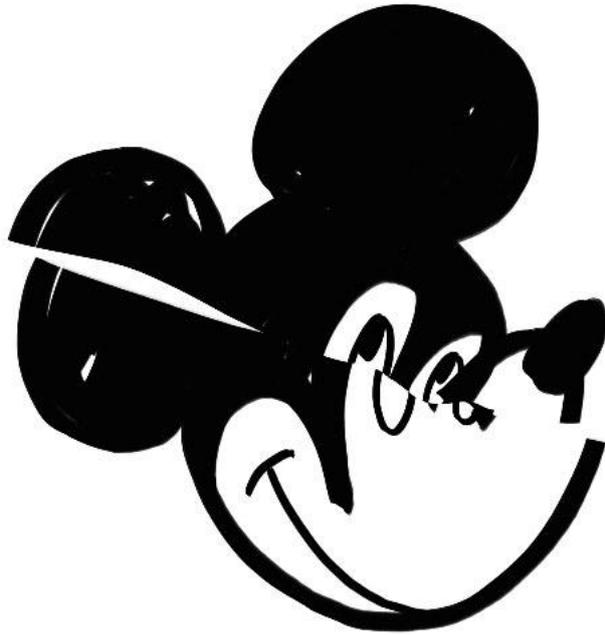
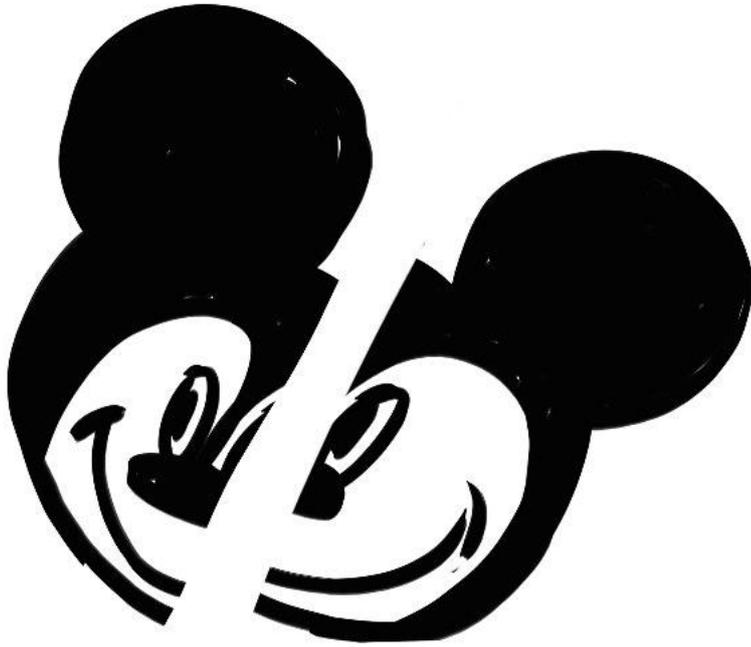
„Steh auf!“ Die Tränen nahmen mir noch immer die Sicht. Trotzdem stand ich auf. Jetzt war alles egal.

„Komm mit!“ Ich wischte mir mit dem Handrücken über das Gesicht.

Der Junge führte mich aus dem Haus meiner Eltern. Erst jetzt bemerkte ich seinen Verbündeten, der meinen Bruder hinter uns antrieb. Eilig liefen wir auf den Wald in der Nähe meines Dorfes zu. Wir wurden bereits erwartet: Ein gutes Dutzend Kindersoldaten und genauso viele entführte Jungen und Mädchen aus meinem Dorf standen auf einer Lichtung. Einige weinten.

Die Soldaten schlugen auf diese Kinder ein oder schrien sie an. Es dauerte nicht lange, bis wir alle schwiegen. Zum Aufbegehren waren wir zu schwach. Wir bekamen nur wenig Wasser und kein Essen. Die Schnellsten unter uns sammelten Beeren vom Wegesrand. Wer dabei den strikten Marsch unterbrach, wurde geschlagen. Sie ließen uns nicht mehr Kraft, als wir zum Laufen brauchten. Irgendwann waren wir selbst dafür zu ausgelaugt. Mein Bruder brach am fünften Tag zusammen. Ich wollte zu ihm, aber die Soldaten hielten mich auf. Einer ging zu ihm und schlug zu. Er schrie meinen Bruder an, er solle aufstehen; jedes Wort unterstrich er mit einem Hieb. Aber er reagierte nicht. Der Soldat spottete, dass sie Schwächlinge nicht gebrauchen könnten und stieg einfach über ihn rüber. Erstarrt beobachtete ich die Szene. Als die Soldaten mich an ihm vorbeitreiben wollten, ließ ich mich zu Boden fallen. „Steh auf, verdammt steh auf!“, flehte ich meinen Bruder an, doch er bewegte sich nicht. Die Stockhiebe hatten ihn umgebracht. Ich hatte dabei zugesehen, wie mein Bruder umgebracht worden war, und ich hatte nichts getan! „Schlag zu!“, sagte einer der Soldaten bestimmt. Ich drehte meinen Kopf und sah, wie er meinem besten Freund einen Stock in die Hand drückte. „Drei Hiebe!“, wies der Soldat ihn an. Mein Freund zögert. Der Soldat schubste ihn in meine Richtung. „Willst du an seiner Stelle bestraft werden?“, fragte er drohend. Verängstigt schüttelte der Junge seinen Kopf. Jemand zerrte mir mein Hemd über den Kopf. Ich ließ es geschehen. Jetzt war wirklich alles egal. Ich schwieg, während der Stock ein ums andere Mal meinen Rücken traf. Meinen Vater hatte ich selbst getötet, den Mord an meinem Bruder hatte ich zugelassen und Freundschaften zählten nicht mehr. Ich hatte nichts mehr! Ich wünschte mir, die Hiebe würden mich töten. Aber sie hinterließen nur brennende Striemen. Widerstandslos folgte ich den Soldaten. Ich protestierte auch nicht, als sie mir später im Camp eine Waffe gaben. Ohne nachzudenken schoss ich auf jedes Ziel, das sie mir nannten. Wozu kämpfen?

Es ist mitten in der Nacht. Ich trete gegen die Tür. Sie springt auf und ich gehe in die Hütte. In der Mitte des Raumes steht ein Mann. „Bleibt hinter mir“, ruft er. Ich bin stärker als er und ich habe Waffen. Es wird leicht, seine Kinder zu entführen. ●



Die Macht, die ich nie wollte

Von Katharina Robitzkat

2.

PLATZ

Die Micky Maus bekommt rote Flecken, zuerst einen auf der Stupsnase, dann welche auf ihrer winzigen Brust und an Armen und Beinen. Rote Schlieren breiten sich auf dem Pulli aus wie Wellen, die bei Flut den Strand verschlingen. Die Kleine kneift die Augen zusammen, als könne sie so die Welt um sich herum ausblenden, während sie immer schwächer atmet. Ihr blasses Gesicht wirkt im fahlen Licht der Glühbirne wie das eines Gespenstes. Ich habe nicht mehr viel Zeit.

Spritze mit Schmerzmittel, Skalpell, Tupfer, Zange. Ich atme tief durch. Schneide die Micky Maus entzwei und nicke der Krankenschwester zu, damit sie das Mädchen mit den dunklen Zöpfen festhält. Die Kleine stößt einen spitzen Schrei aus, als ich die glänzende Kugel aus ihrem Körper hole. Blut durchtränkt meine Handschuhe, während ich mit aller Kraft, die meine Arme aufbringen können, auf die Wunde drücke. Ich atme tief ein und aus. Lasse meinen Blick über das zerbrechliche Geschöpf gleiten, das vor mir liegt. Über die dünnen Arme, die schmutzigen Wangen und die aufgerissenen Lippen. Über die Micky Maus, die zerschnitten an dem kleinen Körper klebt. Was ist das für eine Welt, die einem Kind so etwas antut? Ich möchte bei dem Mädchen bleiben, gemeinsam mit ihm kämpfen, doch schon werde ich am Arm gepackt. „Doktor, Doktor, schnell kommen, Notfall!“ Mit einem letzten Blick auf die Kleine eile ich meinem Kollegen hinterher. Wird sie es schaffen? Ich weiß es nicht.

„Doktor, Doktor, nein, hierher!“ Weitere Hände greifen nach meinem Kittel. Überall im Sanitätszelt schreien Menschen durcheinander, vermischt sich das Weinen der Kinder mit dem Getrappel von Füßen. Der beißende Geruch von Urin steigt mir in die Nase und ich muss mir ein Taschentuch vors Gesicht halten, um mich nicht zu übergeben. „Doktor, kommen Sie endlich!“ Meine Augen hetzen durch das Zelt wie Jagdhunde. In der linken Ecke liegt eine sich windende Frau, deren Baby einfach nicht zur Welt kommen will, im Mittelgang ein junger Mann, aus dessen Oberschenkel etwas ragt, das verdächtig nach Knochen aussieht, und unmittelbar neben mir ein Kind mit verkohlter Haut, die von unzähligen Blasen übersät ist. Drei Patienten, drei Notfälle, aber nur ein Arzt. Ich.

Manche Menschen genießen die Macht, über Leben und Tod gebieten zu können. Ich wollte sie nie. Einige Sekunden lang stehe ich wie versteinert da, dann treffe ich meine Entscheidung. Das Kind mit den Verbrennungen hat keine großen Überlebenschancen und der Mann mit dem offenen Bruch hält hoffentlich noch kurz durch, aber das Baby wird ersticken, wenn ich

es nicht sofort hole. Vor meinen Augen verschwimmt alles und von meiner Stirn tropfen Schweißperlen, als ich mich neben die Schwangere knie. Seit Stunden habe ich nichts mehr getrunken, obwohl die Sonne erbarmungslos auf das Zeltdach brennt. Egal. Ich muss es schaffen, irgendwie. Mit bloßen Händen fühle ich nach dem Kopf des Kindes. Wie vermutet steckt er fest, ich muss ihn drehen. Es gibt kein Betäubungsmittel mehr und die Frau ist den Schmerzen schutzlos ausgeliefert, aber es gibt keine andere Möglichkeit. Nicht hier. Nicht mitten in der Wüste. Die Schreie der Schwangeren klingen in meinen Ohren, aber ich blende sie aus. Das Elend wird allzu schnell Routine. Endlich halte ich das Baby in den Armen und lege es der Mutter auf die Brust, bevor mir schwarz vor Augen wird.

Später wird die Krankenschwester mir erzählen, dass ich nicht lange ohnmächtig war, aber als ich wieder zu mir komme, ist es für den jungen Mann mit dem offenen Bruch des Oberschenkelknochens bereits zu spät. Er ist verblutet.

Mit einer Flasche Wasser an den Lippen lehne ich mich an die Außenwand des Zelttes. Ich blinzele die Tränen weg. *Mach dir keinen Vorwurf. Du kannst nicht alle retten. Das wusstest du doch, als du dich für die Arbeit im Krisengebiet gemeldet hast. Manchmal musst du Entscheidungen treffen, um helfen zu können und du musst lernen, mit den Folgen dieser Entscheidungen zu leben.* Dennoch schnürt sich mir jedes Mal die Kehle zu, wenn ich Gott spielen muss und Menschen zurück ins Leben hole, während ich andere dem Tode weihe. Wie seltsam, dass es in diesem Land Leute gibt, einflussreiche Herrscher mit Palästen und Leibwächtern, die es lieben, nach Lust und Laune über das Schicksal ihrer Untertanen zu entscheiden. Für sie scheint es ein Spiel zu sein, die einen mit Orden und Geld zu überhäufen, während sie andere einsperren, foltern und erschießen. Sie brauchen diese Macht über Leben und Tod, die ihre Gegner erzittern lässt, wie die Luft zum Atmen. Sie reiben sich die Hände, wenn ihre Panzer durch die Straßen rollen, und lachen hämisch, wenn der arme Schuhmacher um etwas Brot für seine Familie bittet. Ja, manche Menschen leben für diese Macht. Ich dagegen will sie nicht, eine rot befleckte Micky Maus vor Augen. ●



Here's to the ones who dream

Von Rosalie Hagemann

3.
PLATZ

Ekel. Sie ekelt sich. Vor der riesigen Masse an Fleisch und Fett, den Schweißtropfen an seiner Schläfe. Vor den Dellen in seinem Gesicht, die sein Alter und die schlechte Ernährung hervorgerufen haben. Jeder kennt seinen Namen. Aber sie, sie ist ein Niemand. Ihre Stimme hat in dieser Welt der Träume keinen Wert. Niemand würde glauben, dass ein Mensch wie er, talentiert und angesehen, solch ein Verbrechen begehen könnte. Und doch steht sie hier. Sein Hotelzimmer wurde zum Gefängnis.

Die überarbeitete Version des Drehbuchs, hatte er gesagt, wolle er ihr geben. Es gehört zu ihren Aufgaben als talentierte aber noch sehr junge Schauspielerin, sich in der Branche durch gute Kontakte bekannt zu machen. Und eine Gala wie an diesem Abend ist die perfekte Möglichkeit dafür. Seit sie einen Preis für ihre letzte Rolle erhielt, haben sie die Medien in ihren Blick gezogen. Beste neue Nachwuchsschauspielerin. Daraufhin hat sie alles hinter sich gelassen. Ihr Vater und ihre kleine Schwester sind hunderte von Kilometern entfernt. Die einmalige Chance wollte sie nutzen. Und mit dem Angebot einer Rolle im Film eines der bekanntesten Regisseure Amerikas konnte sie einen Funken Hoffnung in den Augen ihres Vaters erkennen. Er ist stolz auf sie. Endlich. Sie wollte alles in Kauf nehmen, um diese Rolle zu spielen. Erfolgreich zu werden und ihrer Schwester eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Seit ihre Mutter die Familie verlassen hatte, legt sich jeden Tag ein dunklerer Schleier über die Familie. Das volle Programm. Ihr Vater ging nicht mehr zur Arbeit, verlor seinen Job und verfiel dem Alkohol. Ihre Schwester geht nur noch selten zur Schule. Aber jetzt steht sie hier. Die Blitze der Kameras blenden ihre Augen. Jeder kennt die Namen der Personen neben ihr auf dem roten Teppich. Die wenigsten kennen den ihren. Aber dafür ist sie hier. Ihr Manager lächelt ihr aufmunternd zu. Sie verscheucht die Trauer aus ihrem Kopf, heute ist ihre Möglichkeit alles zu ändern. Sie fühlt sich schön. Ihr welliges braunes Haar fällt über ihre Schultern. Das nachtblaue Kleid schmeichelt ihrem schmalen, aber doch weiblichen Körper. Es stören sie nicht die Kameras, die sie den Abend verfolgen. Es ist das Augenpaar eines älteren Mannes, welches jedes Mal zu leuchten anfängt, als es ihre Silhouette in der Menschenmenge erblickt. Sie ist seine Entdeckung, sein Eigentum. Seine Arme umschließen ihren zierlichen Körper. Ein bisschen zu fest. Das Team für den neuen Film stellt sich zusammen für ein Foto. Sie steht neben ihm. Das war das erste Mal, dass sie das flaue Gefühl in ihrem Magen verspürt. Sie spürt, wie sein Arm ihre Taille umschließt. Seine bleischwere Hand gleitet langsam nach unten und verharrt. Gequält lächelt sie den Reportern entgegen. Sie können nicht

sehen, was sich abspielt. Ihre Teamkollegen bilden eine schützende Mauer. Sie hätte auf das flaue Gefühl in ihrem Magen hören sollen, als er sie später fragte, ob sie noch auf einen kurzen Drink und eine kurze Besprechung mit nach oben auf sein Zimmer kommen wolle. Ein paar Änderungen im Drehbuch, es geht ja immerhin um ihre Zukunft. Natürlich hat sie diese Gedanken im Kopf. Aber ein so mächtiger Mensch kann sich keine Ausrutscher erlauben. Ein Ruf, eine ganze Dynastie steht auf dem Spiel. Ihre Zukunft liegt in seinen Händen, auch die von ihrer Familie. Er könnte ihr nach Lust und Laune zu weltweitem Ruhm verhelfen, oder sie, schon bevor es überhaupt bergauf geht, den Abgrund herunterstoßen. Sie muss sich erwachsen verhalten, reif, so wie man es von ihr erwartet. Aber trotzdem charmant und höflich. Und da kann sie es sich in ihrer Position nicht erlauben, einem Menschen wie ihm die Einladung für so etwas Harmloses abzuschlagen. Denn was sollte denn schon passieren?

Und nun befindet sie sich in seinem Zimmer. Ihr pochendes Herz scheint unter der aufgeknöpften Bluse herausspringen zu wollen. Seine wuchtigen Hände tasten zielsicher ihren Körper ab. Fest und bestimmend führt er ihren Körper auf das große Bett zu und drückt ihren Oberkörper auf das reine weiße Laken. Allem Widerstand kann er sich mit voller Kraft widersetzen. Sie presst die Augen fest zusammen und doch kann sie das abstoßende Schauspiel glasklar vor sich sehen. Es ist, als würde ihr innerer Geist versuchen der Situation zu entkommen. Sie schlüpft aus dem gefangenen Körper und kann das tragische Schicksal von der anderen Seite des Raumes beobachten. Sie sieht ihren eigenen leblosen Körper, der puppenartig auf dem Bett liegt. Der anfängliche Protest ist ihrem Körper entwichen. Er hatte es einfach ignoriert.

Also hält sie ihre Augen geschlossen und stellt sich tot.

Plötzlich spürt sie, wie seine kalte Hand ihren Bauch berührt. Erschrocken schlägt sie ihre Augen auf und blickt umwegslos in die Seinen. Mit gläsernem Blick und ungewöhnlich weit geöffneten Pupillen starrt er sie lüstern an. Während seine Hand den Knopf ihrer Hose aufknöpft, fängt er an zu erzählen, wie viele andere Schauspielerinnen bereits mit ihm geschlafen hätten und sie nun wegen ihm so erfolgreich seien. Doch sie hört ihm nicht zu. Jegliches Leben entfließt ihrem Körper. Ihr Kopf schaltet ab. Sie kann dem Geschehen nicht mehr entfliehen. Sie wehrt sich nicht mehr, liegt einfach nur da. Sie ist nur Mittel zum Zweck, ihre Emotionen und ihre Menschlichkeit spielen keine Rolle mehr, er hat sie jeglicher Macht und Selbstbestimmung beraubt. Sie ist taub, stumm und leblos.

Als er mit ihr fertig ist, zittert sie am ganzen Körper. Adrenalin pumpt durch ihre Adern und verleiht ihr neue Kraft. Sie überlegt die Flucht zu ergreifen. Sie möchte nach ihren Sachen greifen, sie allesamt in ihre Tasche stopfen und losrennen. Ihr einziges Ziel ist die Tür, raus aus diesem Zimmer, weg von diesem Monster. Sie richtet sich auf und möchte loslaufen. Doch ein Ruck durchfährt ihren Körper und zieht sie zurück auf das Bett. Seine Finger drücken fest um ihr Handgelenk und ersticken jeglichen Impuls in ihr. Sie erstarrt. Er legt seine schwere riesige Hand auf ihre zarte und zerbrechliche Schulter und beugt sich langsam nach vorne. Mit dem Handrücken seiner anderen Hand streift er ihre gerötete Wange. Er streift ihr die Haare aus dem Gesicht, hinter ihr Ohr und bewegt seinen Mund nun genau dorthin. Sie kann seinen feuchten Atem hören, ein bedrohliches Keuchen. Sie spürt, wie sich jede einzelne ihrer Muskelfasern zusammenzieht. „Erzähle niemandem davon, nicht deinem Manager, nicht deinem Agenten.“ Ihre Hände sind zu Fäusten geballt. So fest, dass die Fingernägel tief in ihre Haut einschneiden. Sie ist fassungslos. Das Blut pulsiert in ihren Adern und doch fühlt sie sich wie gelähmt. Noch immer kommt kein Wort aus ihrem Mund. Kein Protest. Und so steht sie dort, wie ein Reh, das direkt in die Scheinwerfer des auf sich zurasenden Autos blickt. Sie ist völlig machtlos. Denn sie rennt nicht davon. ●

Kein Raum für dich

Von Liona Binaev

NOMINEE

Die Obsession begann mit einer Tür. Genauer, dem Zuschlagen einer Tür. Seine Eltern hatten schon seit Stunden gestritten. Worüber, wusste Luca nicht, aber sein Name fiel erstaunlich oft.

Nicht so oft wie das Wort Hure, aber mindestens doppelt so häufig wie Arschloch. Seine Mutter war versierter, was den Gebrauch von Schimpfworten anging, dafür konnte sein Vater besser zielen.

Luca saß in der eigens für ihn eingerichteten Spielecke, bestehend aus einem von Motten zerfressenen Teppich, der nach der toten Oma stank, die ihn gehäkelt hatte, und einem Baukasten mit zwölf Holzklötzen in drei Farben, von denen er zwei nicht erkennen konnte, weil er an der sogenannten Rot-Grün-Sehschwäche litt, die dem grauen Schleier, durch den der Junge die Welt sah, einen spannenden Namen gab.

Luca stapelte gerade den hundertsten Turm aus seinen Klötzen, als der Streit jäh endete. Mit dem Krachen der Wohnzimmertür. Luca blickte auf; die plötzliche Stille verwirrte ihn zutiefst. Am gegenüberliegenden Ende des Zimmers zitterte das milchige Glas der Tür von der Wucht weiblicher Wut, daneben stand der Vater.

Die Augen aufgerissen, leichenblass, in den Mundwinkeln jene weißen weichen Körnchen, die dem pausenlosen Gebrauch des Kiefers geschuldet und ein Phänomen des alten Mannes sind, das weiterer Erforschung bedarf.

Die Hand des Vaters fasste nach der Türklinke, doch sie erschlaffte auf halbem Wege. Baumelte auf Höhe der goldenen Gürtelschnalle, deren metallischen Geschmack Luca stets mit seiner Kindheit verbinden sollte.

Der Vater wandte sich seinem Sohn zu. Der erwartete das Übliche. Stattdessen schaute der Vater nur. Halb zu seinem Sohn, die andern vier Viertel oder ganzen Halben in die Dunkelheit des helllichten Tages. Luca erkannte die Angst in seinen Augen und wunderte sich über die plötzliche Ähnlichkeit zu seinem Vater.

Es war, als hätte der Abgang der Mutter dessen Wesen auf halbem Wege im Keim erstickt. Wie die Hand, die ins Leere fasste. Baumelte.

Die Zunge des Vaters schnellte zwischen den Lippen hervor, leckte über die Mundwinkel, verschluckte die weißen Krümel und alles, was einen Vater zum Vater machte und einen Mann zum Mann. Ertrunken in Magensäure.

Luca konnte nicht anders. Er empfand ein tiefes Mitgefühl für den Mann neben der Tür. Kurz spielte er sogar mit dem Gedanken, zu ihm hinzutrotten, die verlorene Hand zu einer Faust zu ballen – einen Finger nach dem anderen in Richtung Schmerz zu biegen –, um mit der gefertigten Waffe in das eigene

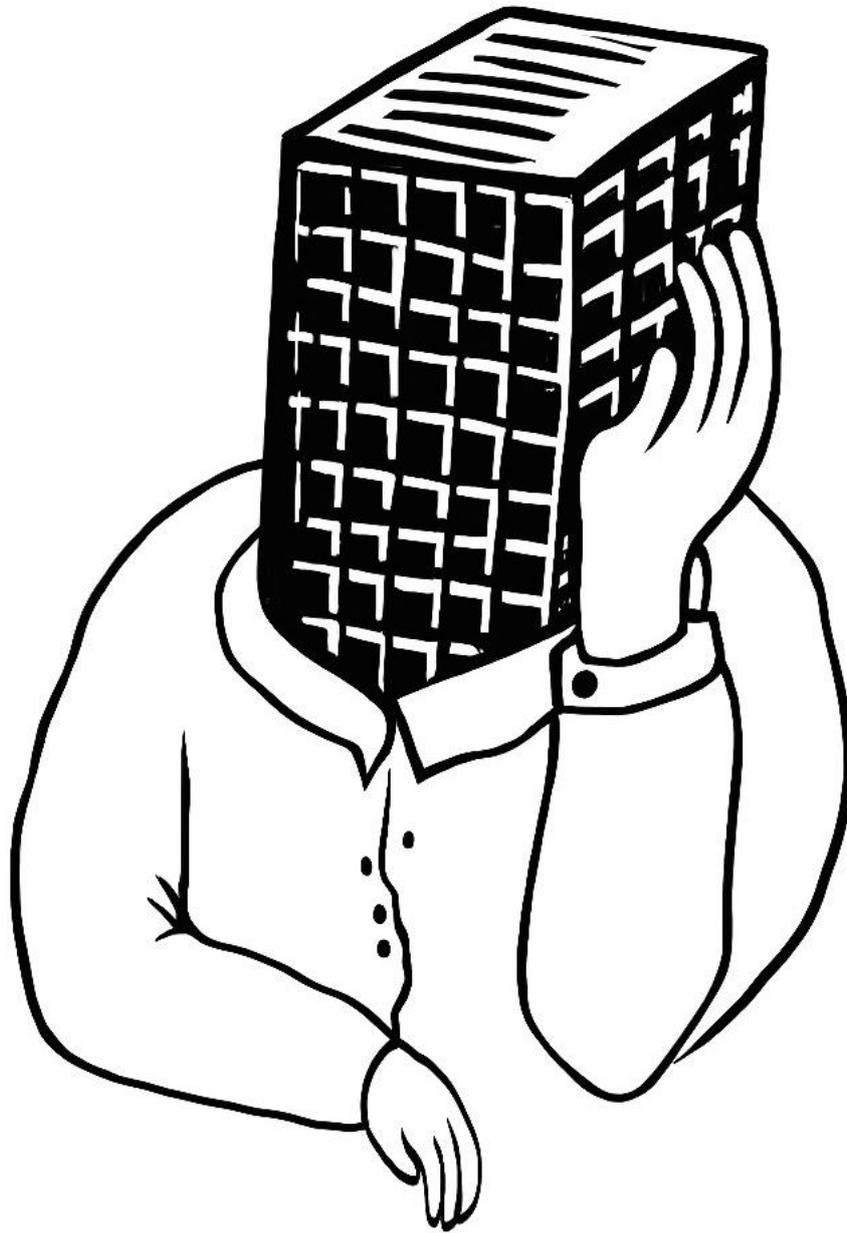
pausbäckige Gesicht zu zielen, sodass der Mann nichts weiter zu tun hätte als auszuholen.

Aber die Augen waren tot. Und die Hälfte, zu denen sie Luca noch ansahen, schmolz langsam dahin, oder wurde eingesaugt, da krepierete was. Wie das eben so ist, wenn man das Verlieren nicht gewohnt ist. Die Wellen ebbten ab. Luca hatte Glück. Schon im Mutterleib hatte er die ersten Trainingssätze im Verlieren absolviert, war somit gut gewappnet für die Folgeschäden seiner Geburt gewesen. Dieses Glück hatte der Vater nicht. Und deswegen wusste Luca, dass der Mann neben der Tür nie wieder schlagen würde, niemanden, nicht mal sich selbst und Gewalt gegen die eigene Person hatte er stets am liebsten ausgeübt.

Aber die Hand war verloren. Ja, und die andere, die kränkelte schon. Wohl angesteckt, eingesaugt, ab in die Wellen und eben abgeebbt und nur noch dazu fähig, einen Strick zu knoten, ihn über den Kopf zu ziehen, fest, und die eigene Gewalt ist nicht mal mehr recht genießbar, weil's so schnell geht. Und dann nur noch baumeln. Vor der goldenen Gürtelschnalle.

Wegen der Tür. Anscheinend besaß eine geschlossene Tür mehr Macht als die lauten Schreie, denen Luca sich sonst immer bedient hatte. Weil die Mutter nicht mehr zurückkam, nachdem sie diese Vermutung in den Raum warf, und der Vater unter der Erde weiterbaumelte, wurde Luca zu seiner Tante geschickt, die ihm verbot, Türen zu schließen, weil sie Klaustrophobikerin war. Er pisste also bei offener Tür und seine Tante lauschte mit geschlossenen Augen dem Hörspiel *Abebbende Wellen*.

Luca musste aber auch mal Groß und mit zunehmendem Alter störte ihn die fehlende Privatsphäre und auch die Tante hörte lieber *Wellen* als *Fleischklößchen im Topf* und so wollten sie es versuchen und er schloss die Tür. Eines Abends, als er Groß musste. Was darauf folgte, nämlich die pure Verzweiflung seiner Tante, bestärkte Luca in seinem Glauben, dass Türen ein machtvolles Konstrukt sein mussten. Die Tante schrie so laut und um Hilfe und kratzte mit den Nägeln über das vergilbte Holz, dass Nachbarn die Polizei gerufen hätten, wenn es welche gegeben hätte, aber Luca öffnete die Tür nicht. Er sagte der Tante auch nicht, dass sie die Tür jederzeit selbst öffnen könnte, da es überhaupt kein Schloss gab, geschweige denn einen Schlüssel. Er machte überhaupt nichts, außer zu lauschen und eine Tür zu mustern, die seinen Vater getötet und seine Mutter in die Freiheit geschickt hatte. Luca öffnete nie wieder eine Tür. Aber er wurde ein Meister darin, sie zu schließen. ●



Trag die Pfütze zum Ozean

Von Janina Michl

NOMINEE

Alles endet und beginnt in der Stille, die da plötzlich in den Ohren ist, weil du für den Moment alles um dich herum vergessen hast. Das Quietschen der bremsenden Züge, die drängelnden Menschen im Beziehungsgefüge der Fremdheit und all die anstrengenden Sorgen, die du dir sonst immer machst. Aber die Welt unter deinen Füßen hat gerade ihr Gewicht verloren, denn im Augenblick ist da nichts mehr als... diese weiße Stille. Das erstaunliche Resultat der schmalen Bruchstelle zweier Gedanken, unter denen dein falscher Wille zusammengebrochen ist.

Doch sich zu ergeben, ist nicht dasselbe wie aufzugeben. Das weißt du jetzt und du lachst, weil die Stille, weil die Stille den Unterschied macht! Also machst du einen Schritt zurück. Und so ein Schritt zurück ist genauso wenig immer ein Rückschritt, sondern manchmal exakt das Gegenteil, nämlich einer nach vorn, bloß in die andere Richtung und damit vielleicht in die richtigere. Nicht, dass Richtig und Falsch naturgegebenen Gesetzmäßigkeiten entsprechen, sie existieren natürlich nur innerhalb deines Verstandes, der nicht mehr als ein paar *Regentropfen* umfasst, im Laufe der Zeit in der Schale deines Schädels gesammelt. Und in diesem Schädel existieren auch eine Menge, eine Menge hirnrissiger Konzepte, die dir das Leben manchmal schwerer machen, als du im Kopf aushalten kannst – DABEI HAST DU DIR DAS ALLES SO SCHÖN ZURECHTGELEGT!

Und hast ein Gedankengebäude errichtet, in dem du dich erkennen wolltest. Ein ganzes Haus hast du dir von deinem üppigen Denkvermögen gekauft. Vorne am Türschild, da kleben all die Namen, die du dir so gerne zuschreibst... und die sollen dir doch jetzt aber bitteschön auch irgendetwas über dich sagen, du hast dir schließlich Mühe gegeben!

Die Einrichtung wurde nach allen Kriterien der Logik strukturiert, beleuchtet von deinen – ach so klugen – Geistesblitzen. Die Regale hast du mit den Vorstellungen über dich selbst gefüllt und das Mobiliar erzählt die Geschichte deiner Vergangenheit: Tisch, Stuhl, Bett, Berufsabschluss, der Tod deiner Mutter, die Ex, alles hat seinen Platz in deinem Lebenslauf bekommen... aber manchmal, manchmal beginnst du diese völlig konstruierte Ordnung aus dem Innersten heraus zu hassen, räumst alles wieder um und es erhält eine neue, genauso zweifelhafte Bedeutung. Die dir dann ganz kurz ein bisschen besser gefällt, aber nein, es lässt dich niemals lange in Ruhe, denn wenn du deinen Verstand fragst, hast du immer falsch gewählt. So ist dein Haus niemals fertig, weil du nicht aufhören kannst zu denken und eines Tages wachst du auf und

musst erkennen: Dein Mindfuck hat dir einen Wolkenkratzer gebaut. Der so hoch und so schief, *so schief* – also bitte, das hätte ja ein Zweitklässler besser machen können! – ist, dass du nichts mehr willst, nichts anderes mehr, als dich von deinem eigenen Hochhaus zu stürzen.

Und später stehst du da am Bahnhof, übertrittst die emotionale Grenze, es ist nur eine weiße Linie an der Bahnsteigkante, und bist absolut überzeugt davon, dass es keinen logischeren nächsten Schritt geben könnte als diesen einen nach vorn über den Rand für erst einen Meter Falltiefe und danach weiter bis zur fragwürdigen Geborgenheit des schwarzen Nichts, damit diese Peinlichkeit, die dein Verstand ein vermurkstes Leben nennt, endgültig vernichtet ist.
Gib endlich auf, du wirst es niemals perfekt hinkriegen, also: pssst, jetzt!... Spring!

Und du hebst den Fuß für den letzten Schritt, *spring*, wiederholt dein Kopf immerzu, und irgendwo dazwischen, nur für einen Augenblick: Nichts. Als Stille. Denn nach dem einen *spring* und vor dem nächsten, da entdeckst du eine Lücke. Für den kleinsten Teil einer Sekunde zwar, aber dennoch, staunst du über das klitzekleine Gedankenloch, schlüpfst ganz und hinein. Dein falscher Wille bricht, und... du ergibst dich. Dem Leben.

Weil dein Verstand nicht mehr als eine Pfütze ist, nur ein bisschen zusammengetropfelter Regen, den du dir in einer Schale eingefangen hast, vom Ozean abgeschnitten. Aber *du* bist es doch nicht, das merkst du jetzt, als du an dir herabsiehst und feststellst, dass du eben nicht nur einen Kopf besitzt, sondern auch Füße.

Füße, die dich bis zum Strand tragen würden, damit du dich kopfüber ins Meer stürzen kannst, um deine erbärmlich kleine Pfütze darin aufzulösen und dich selbst bis an den Grund sinken zu lassen. In die Stille deines immerfreien Bewusstseins.

Alles endet und beginnt in der Stille, die da plötzlich in deinen Ohren ist, jetzt in diesem Moment. Du atmest tief durch und blickst auf: Vor dir öffnet sich eine Türe. Und ohne nachzudenken, steigst du in eben jenen Zug, vor den du dich nur wenige Minuten zuvor noch werfen wolltest, einfach hinein. Denn egal in welche Richtung er fährt, wenn du nur lange genug weitergehst, gelangst du zum nächsten Ozean – alle Wege führen zum Wasser. Und wir mögen zwar manchmal glauben, wir wären nur zerbrechliche Gedankenkonstrukte an Land, aber in Wirklichkeit sind wir Meer. ●



Projektleitung Eliana Böse (boese@care.de)
Art Direction Jens Mennicke (mennicke@studiomennicke.com)
Gestaltung Jens Mennicke, Tanja Geltsch
Illustration Pia Zölzer
Druck Imprimerie Centrale, Luxemburg

Herausgeber CARE Deutschland-Luxemburg,
vertreten durch den hauptamtlichen Vorstand:
Karl-Otto Zentel, Stefan Ewers

Kontakt Dreizehnmorgenweg 6, 53175 Bonn
Tel.: 0228 - 9 75 63-0, Fax: -51
E-Mail: info@care.de, Internet: www.care.de

Spendenkonto IBAN: DE 93370501980000044040
BIC: COLSDE33
www.care.de/spenden



Die Sammelbände der vergangenen Jahre sowie weitere kostenlose Informations- und Bildungsmaterialien zu unterschiedlichen Themen wie Klimawandel, Flucht und Migration, Frauen und Gender, Armut und Ernährung, das CARE-Paket oder Geld und Reichtum erhaltet Ihr auf unserer Webseite unter:
www.care.de/engagieren/materialien

Neben Workshopangeboten und weiteren Materialien für den Unterricht bieten wir hier Fotoausstellungen zum kostenlosen Verleih, einzelne Methoden und Artikel zu globalen Themen an.
Viel Spaß beim Stöbern.



Wir danken der Imprimerie Centrale, Luxemburg für die freundliche Unterstützung.
Texte und Abbildungen unterliegen dem Copyright von CARE Deutschland-Luxemburg. Copyright © 2018.
CARE® und das CARE Paket® sind eingetragene Warenzeichen von CARE.

CARE, bekannt durch das CARE-Paket, ist heute eine der größten internationalen Organisationen für Nothilfe und Armutsbekämpfung. Unabhängig von politischen Anschauungen, religiösem Bekenntnis oder ethnischer Herkunft setzt sich CARE in über 90 Ländern für die Überwindung von Not, Armut und Benachteiligung ein. Im Inland nutzen wir diese Erfahrungen für unsere Integrationsarbeit und entwicklungspolitische Bildungsarbeit.

www.care.de



Hast auch Du Lust, beim nächsten CARE-Schreibwettbewerb mitzumachen?
Alle Infos gibt's hier: care.de/schreibwettbewerb